



**Internationale Zeitschrift für Kulturkomparatistik**

Band 5 (2022): *Literatur, Philosophie, Ästhetik*

Herausgegeben von Wolfgang G. Müller und Rainer Thiel

Urbich, Jan: Sinn ohne Bedeutung. Gottlob Freges semantische Definition von Dichtung. In: IZfK 5 (2022). 375-411.

DOI: 10.25353/ubtr-izfk-7496-3722

**Jan Urbich (Leipzig/Braunschweig)**

## **Sinn ohne Bedeutung**

### **Gottlob Freges semantische Definition von Dichtung**

*Sense without Reference. Gottlob Frege's semantic Definition of Poetry.*

In this paper, I examine Gottlob Frege's attempt in "On Sense and Reference" to determine semantically what poetry is. Therefore, Frege's assumptions as well as strategies concerning the distinction between poetic and non-poetic discourse are analyzed in order to show in which way a theory of "poetic meaning" is possible. Frege's rather inconspicuous explanation of poetry, although itself quite unsatisfactory in the end, allows us to strengthen the hope for a 'minimal' semantic theory of poetry that depends on a certain idea of fictionality.

*Keywords: Frege, fictionality, semantics, philosophy, meaning, reference, definition of poetry*

#### *Das Problem einer „poetischen Bedeutung“*

Zur Kulturgeschichte der „Moderne“ gehört ganz wesentlich der Siegeszug der Hermeneutik als metadisziplinärer Grundlagenreflexion, die quer zu den einzelnen geisteswissenschaftlichen Disziplinen steht.<sup>1</sup> Ihre Etablierung als *master*

---

<sup>1</sup> Als umfassendes Kompendium zur Geschichte der Hermeneutik seit dem 18. Jh., die spätestens im 19. Jh. an die Stelle der Metaphysik als methodologisches Dachwissen der Geisteswissenschaften tritt, vgl. bspw. Böhl, Reinhard, Walter (2013).

*narrative* der Geisteswissenschaften beginnt bekanntermaßen bereits in der Aufklärung des 18. Jh.<sup>2</sup> und kulminiert früh in der Universalisierung des Verstehensbegriffs für die Erklärung aller menschlichen Bezugnahmeweisen bzw. Geistesbehandlungen im Kontext der Schleiermacherschen Verstehenslehre. Schließlich wächst die Hermeneutik dann im 20. Jahrhundert vollends zum Großparadigma heran, das bspw. bei Heidegger zur fundamentalen Form des In-der-Welt-Seins des Menschen gerinnt.<sup>3</sup> Der *Fundamentalcharakter* des Verstehens als irreduzibles Basisformat menschlicher Bezugnahmehandlungen wird im Rahmen dieses Theoriegeschehens in der Differenzlosigkeit als Eigenschaft des Verstehens bzw. des zu verstehenden Sinns markiert: Negierter Sinn ist selbst Sinn (nämlich „Widersinn“ oder „Unsinn“, aber nicht Nicht-Sinn), und negiertes Verstehen bezeichnet nur eine extreme Modifikation dieses Verstehens selbst, aber kein Jenseits des Verstehens – „Es gibt keinen Nullzustand des Sinnes“<sup>4</sup>. Die poststrukturalistische bzw. dekonstruktivistische Kritik der Hermeneutik am Ende des 20. Jahrhunderts wäre also – auch das ist kein neuer Gedanke – somit keine Markierung eines ‚Außen‘ zur Hermeneutik als externe metadisziplinäre ‚Umwelt‘ zu ihr, sondern nur eine Variante einer besonders reflexiv gewordenen Hermeneutik im Stadium ihrer gesteigert-kritischen Selbstbeobachtung.<sup>5</sup> Zudem erweist sich dieser fundamentale Reflexionscharakter der Hermeneutik auch darin, dass diese sich paradoxerweise gegen eine Einhegung in das Korsett einer *Methode* sperrt – und sich damit einer strengen wissenschaftlichen Algorithmisierung wenigstens teilweise widersetzt. Bereits Hans-Georg Gadamer hat die Frontstellung der Hermeneutik gegen den Begriff der „Methode“ zu einem Leitmotiv seines wirkmächtigen Großentwurfs gemacht,<sup>6</sup> und Carsten Dutt hat immer wieder darauf bestanden, dass die Hermeneutik in ihrer post-gadamerischen Gestalt zwar methodologisch fruchtbar gemacht werden kann, jedoch nicht selbst als gegen andere begrenzte Einzelmethode zu verstehen ist<sup>7</sup> – eben

<sup>2</sup> Zu den Anfängen der Hermeneutik im 18. Jh. immer noch gewinnbringend Szondi (1975).

<sup>3</sup> Vgl. Heideggers berühmte Definition aus „Sein und Zeit: „Dasein ist Seiendes, das sich in seinem Sein verstehend zu diesem Sein verhält.“ Heidegger (2001: 52f., § 12). Vgl. übersichtlich zu Heideggers Seinsbegriff mit weiteren Literaturhinweisen Keiling/Mirkovic (2020) und Urbich (2017: 162-171).

<sup>4</sup> Barthes (2006: 163). Vgl. auch Umberto Eco (2007: 43): „Die gegenwärtigen Tendenzen der Semiotik gehen freilich dahin, alle Aspekte der Kultur und des sozialen Lebens als Zeichen zu begreifen und gerade *die Gegenstände* mit einzuschließen“. Zur Nicht-Negierbarkeit von Sinn bzw. damit zur „Differenzlosigkeit“ von Sinn vgl. Luhmann (1997: 61).

<sup>5</sup> Zum Verhältnis von Hermeneutik und Dekonstruktion philosophisch sehr instruktiv Bertram (2002).

<sup>6</sup> Vgl. Gadamer (1999: 12-14 [5-7]).

<sup>7</sup> Vgl. Dutt (2015). Gadamer knüpft hier gewissermaßen an Hegel an, der seine „Dialektik“ als Selbstbewegung des Inhalts bereits dezidiert von der Idee einer „Methode“ abgesetzt hatte. Vgl. Hegel (1986: 172, § 81), und dazu instruktiv Wolff (2014).

weil ihr Anspruch darin liegt, die anthropologischen, subjekttheoretischen und semantischen kategorialen Bedingungen *aller* möglichen sinngenerativen Bezugnahmen vorgelagert ihrer operativen Methodologisierung regelhaft zu beschreiben. Luhmanns Systemtheorie hat dem in gewisser Weise beigepflichtet, wo sie die unhintergehbare Fundamentalität des Mediums Sinn für psychische und soziale Systeme deren unterschiedlichen operativen Formen vorgeordnet hat.<sup>8</sup> Psychische und soziale Systeme operieren nicht *mittels* Sinn und Verstehen, sondern alle ihre unterschiedlichen Operationsweisen finden im *Medium* von Sinn und Verstehen statt. Die perennierende Dringlichkeit dieses Unternehmens „Hermeneutik“ und sein anscheinend weiterhin beinahe ungebrochen gültiger Vorranganspruch auf diese Art der geisteswissenschaftlichen Grundlegung ist trotz starker Subdisziplinenkonkurrenz für einzelne Aspekte der ‚hermeneutischen Frage‘ (v. a. in anderen Subdisziplinen der Philosophie, Sprachwissenschaften, Soziologie und den Literaturwissenschaften) jedenfalls institutionell auch daran abzulesen, dass unvermindert genuin hermeneutische Forschung betrieben wird und beständig neue innerdisziplinäre Paradigmendifferenzierungen generiert.<sup>9</sup>

Für die Kunstwissenschaften und besonders die Literaturwissenschaften ist diese Vorrangstellung der Hermeneutik im 20. Jh. als Grundlagenreflexion ihres Gegenstandsbezugs stets von besonderer Bedeutung gewesen: Und zwar nicht nur, weil ihr Vollzug im Medium Sprache die Nähe zur Hermeneutik auf andere Weise als für nicht-sprachliche Kunstwerke erzwingt. Denn mit diesem Paradigmenwechsel hin zur Fundamentalität der hermeneutischen Erfahrung ästhetischer Gegenstände verändert sich das Grundmuster der kategorialen bzw. funktionalen Beschreibung literarischer ästhetischer Gegenstände. Das poetische Kunstwerk wird nun nicht mehr von seinem repräsentationalen Wirklichkeitsverhältnis (*mimesis*) wie seit Platon und Aristoteles, seiner sinnlichen Wirkkraft bzw. Gestaltungsweise (*Schönheit*) wie seit den römischen Rhetorikern oder von seinem epistemologischen Profil – ob depotenziert als „prodesse et delectare“ (von Horaz bis in die Poetiken der Aufklärung) oder potenziert als Erkenntnis oder gar endliche Instantiierung des „Absoluten“ (von Baumgarten bis Hegel und Schelling) – her verstanden. Alle diese oder auch andere Aspekte mögen zwar weiterhin, in gleicher oder veränderter Form, in der theoretischen Beschreibung des poetischen Kunstwerks eine Rolle spielen. Aber sie müssen sich nun der Idee unterordnen, dass poetische Kunstwerke fundamental über ihre besondere Art und Weise expliziert werden müssen, wie sie mittels des

---

<sup>8</sup> Vgl. Luhmann (1997: 66).

<sup>9</sup> Als Beispiel sei hier nur auf die sogenannte „Erklärende Hermeneutik“ als eine der neueren Spielarten verwiesen (<http://www.mythos-magazin.de/erklaerendehermeneutik/forum-w.htm>, abgerufen am 28. Februar 2021), auf die „Kognitive Hermeneutik“ (Tepe [2007]) sowie auf die ‚naturalistische‘ Hermeneutik (Detel [2014]).

Sprechendmachens von Formentscheidungen das Sprachverstehen modifizieren, und das heißt vor allem: irritieren,<sup>10</sup> prozessualisieren,<sup>11</sup> multiplizieren,<sup>12</sup> oder infinitisieren<sup>13</sup>. Bei Winfried Menninghaus heißt es bezüglich der semantischen Mehrdeutigkeit von Dichtung, die in Kants Konzept der „ästhetischen Idee“ in der „Kritik der Urteilskraft“ (§ 49) ihre frühe definitive theoretische Formulierung gefunden hat, prägnant: „[D]ie Unerschöpflichkeit von Darstellung [...] prägt immer noch – oder erst langsam in ihrer vollen Tragweite – unser heutiges Verständnis von Dichtung.“<sup>14</sup> Zwar hat sich als starker Einspruch gegen die vollständige Hermeneutisierung der Ästhetik des Literarischen seit Ende des 20. Jh. eine dezidierte Material-, Körper- und Erlebnisästhetik etabliert,<sup>15</sup> die auch bezüglich des literarischen Kunstwerks Dimensionen des sprachfernen oder gar asemantischen Darstellens als dessen wesentliche Mechanismen meint ausgemacht zu haben. Doch sind dagegen mindestens drei Einsprüche mit je unterschiedlicher Reichweite nicht von der Hand zu weisen: Erstens hat das institutionell gesehen nicht zu einem Nachlassen der hermeneutischen Theorieproduktion geführt – im Gegenteil. Zweitens lässt sich für eine Kunst wie die schöne Literatur schwer bestreiten, dass die hermeneutisch grundierte ästhetische Erfahrung trotzdem als ihr wesentlicher Aspekt angesehen werden muss, wenn man eben die Medialität ihrer Sprachlichkeit nicht verfehlen will. Und drittens ließe sich außerdem die These, dass es gänzlich asemantische Effekte der literarischen Darstellung gebe, wie im Folgenden an Nelson Goodman zu sehen ist, mit guten Gründen auch kategorisch bestreiten.

Allerdings hat sich innerhalb der hermeneutischen Reflexion des literarischen Kunstwerks in der post-gadamerschen Epoche ein seltsames Ungleichgewicht ergeben. In dieser Unwucht spiegelt sich interessanterweise eben jene Asymmetrie in der Reflexion des ästhetischen Prozesses, die bereits die Argumentation im ersten Teil von Kants „Kritik der Urteilskraft“ geprägt hatte und von dort als

<sup>10</sup> Bspw. Luhmann (1997:42).

<sup>11</sup> Bspw. Jahraus (1999); Menke (1991: 69).

<sup>12</sup> Bspw. Blumenberg (2001); Jakobson (1993: 110f.).

<sup>13</sup> Bspw.: „So ist es mit jedem wahren Kunstwerk, indem jedes, als ob eine Unendlichkeit von Absichten darin wäre, einer unendlichen Auslegung fähig ist“. Schelling (2000: 291). Zu den verschiedenen Spielarten der literarisch-ästhetischen Überschreitung der Eindeutigkeit des Bedeutens vgl. Urbich (2012: 355-357); Urbich (2011: 95-112).

<sup>14</sup> Menninghaus (1994: 219).

<sup>15</sup> Bspw. Bertram (2005: 268); Wiesing (2005); Gumbrecht (2004); Mersch (2001); vgl. Urbich (2012: 292f.). Die älteren Versionen einer Materialästhetik kritisiert bereits grundsätzlich Goodman (1990: 76-91) unter dem Begriff „puristische Sichtweise des Kunstwerks“.

aporetische Situation an die Geschichte des ästhetischen Subjekts<sup>16</sup> weitergegeben worden ist.<sup>17</sup> Denn ebenso wie Kants Ästhetik der „Kritik der Urteilskraft“ die Gegenstandsseite des Geschmacksurteils in ihren beiden Ansätzen (der Theorie des Geschmacksurteils und der Theorie der ästhetischen Idee) unterbestimmt, so hat die Hermeneutik (des Literarischen) im 20. Jahrhundert zumindest bestimmte Aspekte des ästhetischen Gegenstandes deutlich weniger belichtet als den Einstellungshaushalt und die psychischen bzw. begrifflichen Operationen des verstehenden Subjekts. Eine solche Diagnose steht nicht im Widerspruch dazu, dass theoriegeschichtlich parallel zur Konjunktur der Hermeneutik im 20. Jh. eine intensiviertere Gegenstandsreflexion in der Kunsttheorie sozusagen ‚ausgelagert‘ worden ist: Formalismus, Strukturalismus bzw. die sog. ‚werkimmanente Methode‘ einerseits und die Dekonstruktion andererseits bilden die Spitzen dieser Wellenberge. Diese allesamt so wirkmächtigen wie wichtigen Reflexionen der Objektseite des ästhetischen Prozesses vollziehen sich allerdings eben nicht im theoretischen bzw. begrifflichen Rahmen der Hermeneutik, sodass sie keine genuin hermeneutisch-semantischen Reformulierungen ästhetischer Objekthaf-tigkeit darstellen.<sup>18</sup>

Zu dieser gegenstandsbezogenen Aufmerksamkeit hermeneutischen Fragens würde bspw. die Frage gehören, ob es eine *besondere Art der (sprachlichen) Bedeutung* bzw. eine besondere Art des werkseitigen Sprachgebrauchs in der Dichtung gibt. Diese Frage ist theoriegeschichtlich in einer Hinsicht zumeist bejaht und in einer anderen Hinsicht zumeist verneint worden: Uns wird im Folgenden gerade die verneinte Hinsicht interessieren. Bejaht wird die Frage dort, wo

---

<sup>16</sup> Zur ästhetischen Subjektivität vgl. die wesentlichen Studien von Seel (1997) und neuerdings Menke (2008); Menke (2013).

<sup>17</sup> In kurzen, groben Strichen skizziert: Dort hatte Kant einerseits im Versuch, aus der logischen Anlage seiner Ästhetik als Theorie des Geschmacksurteils heraus, deren Pointe darin liegt, auch den Grund der Geltung dieser Urteile in der Verfassung der Instanz ihres Vollzugs und nicht in deren Gegenstand zu finden, sich aller objektseitigen Bestimmungen enthalten zu wollen, immer wieder uneingestanden die Nötigung artikuliert, diese Gegenstandsseite des Geschmacksurteils – wenn auch minimalisiert – mitzureflectieren, damit der intersubjektive Geltungsanspruch des ästhetischen Urteils gerade wegen seiner Verankerung in der Verfassung des Subjekts nicht dem Willkürverdacht ausgesetzt und seine rationale Gestalt in der ursächlichen Beziehung auf sein Referenzobjekt gesichert bleibt. Andererseits hatte er dann fast kompensatorisch in der zweiten Hälfte des ersten Teils eine *semantische* Idee des ästhetischen Gegenstands in Ansätzen nachgeliefert, die um die Begriffe der „ästhetischen Idee“ und der „Darstellung“ kreist und einen nicht gänzlich vermittelten metakategorialen Gegensatz von Authentizität und Reflexivität der ästhetischen Repräsentation mit sich führt, der ebenfalls auf einen ungenügend ausgearbeiteten Gegenstandsbegriff zurückgeht. Vgl. dazu Urbich (2012: 436-445).

<sup>18</sup> Die Dekonstruktion kommt dem noch am nächsten, wie man an den wenigen gelungenen philosophischen Versuchen einer dekonstruktivistischen Theorie des Kunstwerks ablesen kann. Vgl. Menke (1991).

seit den Gattungsreflexionen der antiken Rhetorik das tropische (symbolische, allegorische etc.) bzw. figurale Reden mitsamt aller dazugehörigen technischen Mittel im Sinne des Ornamentalen sprachlicher Gestaltung als wesentlich zur *elocutio* der Dichtung gehörig verstanden und damit deren Sinnhorizont wesentlich mitgestaltend – bzw. dessen Rezeptionskonventionen lenkend – verstanden wird. Und faktisch ist dieser Einsicht auch schwer zu widersprechen. Allerdings ist damit gar nichts über kategoriale, d. h. *jedem* und *nur* jedem Exemplar von Dichtung *als* Exemplar zukommende Eigentümlichkeiten bzw. differenzspezifische Determinanten seines Bedeutungsgeschehens gesagt: Denn natürlich sind dichterische Werke denkbar und wirklich, die (im Vergleich mit nicht-dichterischen Texten) über keinerlei besondere bzw. zusätzliche rhetorisch-tropische Gestaltung verfügen und trotzdem Werke der Dichtkunst sind, wohingegen anerkannt nicht-dichterische Texte (bspw. in der Werbung) durchaus hochgradig rhetorisch-tropisch gestaltet sein können, ohne deshalb Werke der Dichtkunst zu sein. Mit anderen Worten: Dieser Merkmalskomplex ist weder notwendig noch hinreichend für den semantischen Begriff „dichterisches Kunstwerk“<sup>19</sup> – und kann deshalb auch nicht zu beitragen zu eruieren, ob es sinnvoll ist, von einem spezifischen Begriff dichterischer Bedeutung zu sprechen.

Vor allem bestimmte Strömungen in der analytischen Kunstphilosophie des 20. Jahrhunderts können als Versuch verstanden werden, einen solchen semantischen Begriff dichterischer Kunstwerke zu etablieren.<sup>20</sup> Das kanonischste Beispiel hierfür ist sicherlich Nelson Goodmans „Languages of Art“ („Sprachen der Kunst“). Die Frage danach, „wie Symbole innerhalb und außerhalb der Künste funktionieren“<sup>21</sup> – wobei der Ausdruck „Symbol“ hier dem Ausdruck „Zeichen“ entspricht, also in weitestmöglicher Weise verstanden werden muss<sup>22</sup> –, und welche sprachtheoretische Abgrenzung folglich *zwischen* diesen Funktionsweisen mit Blick auf ihre Instantiierung in Kunstwerken möglich ist, führt bei Goodman zu einer sehr feingliedrigen und immer noch bedenkenswerten Differenzierung von symbolischen Gebrauchsweisen sprachlicher Ausdrücke, die jede Theorie dichterischer Bedeutung unbedingt bedenken sollte. Dabei ist ebenso bemerkenswert, mit welcher Konsequenz Goodman die *Analogie von Kunstwerken und Sätzen bzw. Wörtern* ausbuchstabiert. Gegen jede (sprachliche) Bedeutung abstrakt negierende Unmittelbarkeits-, Erlebnis- bzw. Materialästhetik von Kunstwerken aller Art besteht Goodman darauf, dass Kunstwerke

<sup>19</sup> Ich gehe im Folgenden ohne weitere Begründung davon aus, dass dieser Begriff sinnvoll zu gebrauchen und damit auch in gewissen Grenzen zu bestimmen ist.

<sup>20</sup> Vgl. als Überblick zur analytischen Kunstphilosophie die Anthology von Lamarque (2003).

<sup>21</sup> Goodman (1997: 15).

<sup>22</sup> Ebd., 9.

notwendig als symbolbenutzende und bedeutungsaktivierende Gebilde verstanden werden müssen, wo sie denn überhaupt als Kunstwerke in Betracht kommen: „Tatsächlich wird ein Objekt, gerade kraft dessen, daß es in gewisser Weise als Symbol fungiert, und solange es so fungiert, zum Kunstwerk.“<sup>23</sup> Alle Kunstfunktionen sind Symbolisierungsfunktionen, also ästhetische Zeichengebrauchsweisen: Deshalb müssen auch scheinbar ‚rein‘ materialbezogene, unmittelbarkeits- bzw. authentizitätsimprägnierte Erfahrungsdimensionen von Kunstwerken, wo sie denn als ästhetische verstanden und erfahren werden wollen, von ihren semantischen Markierungen her erfasst werden. Nichts an einem Kunstwerk ist asemantisch, oder wieder mit Luhmann gesprochen: Die ästhetische Negation von Sinn ist negativer Sinn (Unsinn) als eine Modifikation des Sinns, nicht aber Nicht-Sinn als ein Jenseits des Sinns.<sup>24</sup> Allerdings – und hier liegt aus der Sicht dieses Aufsatzes das Problem von Goodmans Vorschlag – führt dies in der symboltheoretischen Definition des Kunstwerkbegriffs bei Goodman gerade zu der Einsicht, dass eine absolut trennscharfe Unterscheidung von ästhetischen und nicht-ästhetischen syntaktischen bzw. semantischen Eigenschaften von Symbolsystemen nicht möglich (bzw. nur für bestimmte Extremwerte möglich) ist. Statt notwendigen und hinreichenden Eigenschaften des ästhetischen Symbolgebrauchs generell sind deshalb für den Großteil aller Kunstwerke nur „Symptome“<sup>25</sup> benennbar: Syntaktische Dichte, Semantische Dichte, Relative (syntaktische) Fülle, Exemplifikation und multiple bzw. komplexe Bezugnahme<sup>26</sup>. Für diese aber gilt allgemein bezüglich ihrer Bedingungsfunktion für den Begriff des Kunstwerks bzw. der ästhetischen Erfahrung von diesem (in prädikatenlogischer Formulierung erster Ordnung):<sup>27</sup>

$$(I) \quad \forall x (\neg G_a(x) \rightarrow \neg K(x))$$

$$(II) \quad \forall x (G_a(x) \rightarrow [(D_x(x) \wedge D_e(x) \wedge F_x(x) \wedge E(x) \wedge B_k(x)) \rightarrow K(x)])$$

$$(III) \quad \forall x (G_a(x) \rightarrow [\neg (D_x(x) \vee D_e(x) \vee F_x(x) \vee E(x) \vee B_k(x)) \rightarrow \neg K(x)])$$

<sup>23</sup> Goodman (1990: 87). „Wer also nach einer Kunst ohne Symbol Ausschau hält, wird keine finden – sofern alle die Weisen berücksichtigt werden, in denen Kunstwerke symbolisieren.“ Goodman (1990: 86).

<sup>24</sup> Vgl. Luhmann (1997: 61).

<sup>25</sup> Goodman (1997: 232).

<sup>26</sup> Goodman (1997: 232-235); Goodman (1990: 88f.). Die fünfte Eigenschaft („multiple und komplexe Bezugnahme“) wird erst in „Weisen der Welterzeugung“ (1978) hinzugenommen (Goodman [1990]: 89).

<sup>27</sup> Die Prädikate lauten jeweils:  $G_a(x) = x$  ist ein artifizierender denotationaler Gegenstand;  $D_x(x) = x$  besitzt syntaktische Dichte;  $D_e(x) = x$  besitzt semantische Dichte;  $F_x(x) = x$  besitzt syntaktische Fülle;  $E(x) = x$  exemplifiziert;  $B_k(x) = x$  besitzt komplexe Bezugnahme;  $K(x) = x$  ist ein Kunstwerk.

In Worten: (I) Nur symbolisierende (denotationale) Gegenstände können Kunstwerke sein. (II) Ein artifizierter denotationaler Gegenstand ist dann ein Kunstwerk, wenn er *alle* Goodman'schen Symptome aufweist (= konjunktives Hinreichendsein der Bedingungen), und er ist (III) kein Kunstwerk, wenn er *keines* bzw. *nicht mindestens eines* der Goodman'schen Symptome aufweist (= adjunktive Notwendigkeit der Bedingungen). Zwischen diesen relativ bereichsbegrenzten Extremwerten aber sind die Übergänge derart fließend (Goodman würde sagen: quasi-analogisch differenziert), dass damit beinahe der Unterschied zwischen Kunstwerken und reinen Dingen zu einer graduellen Abstufung mit Mischungen als ‚Normalfall‘ zu werden droht:

Wahrscheinlich sind die [...] Symptome in ästhetischer Erfahrung eher zu finden, als daß sie fehlen, und normalerweise nehmen sie eine hervorragende Stellung ein; aber jedes von ihnen kann in der ästhetischen Erfahrung fehlen oder in der nicht-ästhetischen zu finden sein. [...] Das Fehlen irgendeines ästhetischen oder das Vorhandensein irgendeines nichtästhetischen Symptoms führt nicht zu einem ästhetisch weniger reinen Ganzen, noch ist eine Erfahrung um so ästhetischer, je höher die Konzentration der ästhetischen Symptome ist. (Goodman 1997: 234)

Sowohl der definatorischen als auch der beschreibenden Kraft der ‚Symptome‘ für das Verständnis ästhetischen Symbolgebrauchs droht so eine unnötige Schwächung. Es entspricht aber andererseits einem bestimmten paradigmengreifenden Konsens in der semantischen Theorie der Dichtung im 20. Jh., dass bezüglich des Zeichengebrauchs eben nicht kategorial zwischen (sprachlichen) Kunstwerken und (sprachlichen) Nicht-Kunstwerken unterschieden werden kann.<sup>28</sup> Ganz ähnlich bestimmt Roman Jakobson die „poetische Funktion“ der Sprache als diejenige Gebrauchsweise sprachlicher Ausdrücke, die

<sup>28</sup> Eine *kategorische Unterscheidung* bzw. *kategorische Definition* wäre eine solche, die zwischen einer Menge  $x$  und allen anderen nicht-leeren Mengen mittels einer oder mehrerer, endlich vieler konstitutiver Eigenschaften  $\{E_1, E_2, \dots, E_n\}$  derart unterscheidet, dass  $\{E_1, E_2, \dots, E_n\}$  *ausschließlich* allen Instanzen von  $x$  zukommt und *immer* allen Instanzen von  $x$  zukommt. Prädikatenlogisch formuliert:  $\forall x (E_1(x) \wedge E_2(x) \wedge \dots \wedge E_n(x)) \leftrightarrow (x \in M_{Lit})$ . In klassischen Ausdrücken:  $\{E_1, E_2, \dots, E_n\}$  sind zugleich notwendige und hinreichende Eigenschaften aller Instanzen von  $x$  als Instanzen von  $x$ . Sie können zudem (aber sie müssen nicht) intensional gesehen auch noch *wesentliche* bzw. *substantielle*, Eigenschaften sein, also Eigenschaften mit einer besonderen ontologischen Qualität. In ontologischer Terminologie formuliert, gibt eine kategorische Definition eine kategorische Realdefinition der Identitätsbedingungen einer Sache: d. h. die Eigenschaften oder Operationen, mittels derer die Identität aller Vorkommnisse einer Klasse bzw. Menge, und so die „disjunktive semantische Differenziertheit“ (Goodman 1997: 144-149) der Klasse gesichert werden kann – anders als eine gesättigte Realdefinition der Sache, die möglichst alle wesentlichen Eigenschaften in hierarchischer Genus-Art-Gliederung enthalten sollte, auch wenn diese nicht mengendisjunktiv in strengem Sinne sind.

in Kunstwerken faktisch ins Zentrum rückt, aber nicht exklusiv (d. h. prinzipiell nur) in Dichtungen Verwendung findet.<sup>29</sup> Anders als bei Goodman stellt damit für Jakobson die poetische Sprachfunktion als einzelne durchaus sogar so etwas wie die notwendige Bedingung für das Vorliegen eines literarischen Kunstwerks dar – ohne jedoch auf Kunstwerke beschränkt zu sein und damit kategorial zwischen Kunst und Nicht-Kunst hinsichtlich des Zeichengebrauchs zu unterscheiden. In Jakobsons Worten:

Jeder Versuch, die Sphäre der poetischen Funktion auf Dichtung zu reduzieren oder Dichtung auf die poetische Funktion einzuschränken, wäre eine trügerische Vereinfachung. Die poetische Funktion stellt nicht die einzige Funktion der Wortkunst dar, sondern nur eine vorherrschende und strukturbestimmende und spielt in allen andern sprachlichen Tätigkeiten eine untergeordnete, zusätzliche, konstitutive Rolle.<sup>30</sup>

Die implizierte These aller dieser Theorieentwürfe bezüglich der kategorischen Definierbarkeit des Begriffs „literarisches Kunstwerk“ mittels syntaktisch-semantischer Eigenschaften lautet deshalb:

(Def<sub>LKsem</sub>): Literarische Kunstwerke *gebrauchen prinzipiell keine anderen sprachlichen Zeichen* und sie *gebrauchen sprachliche Zeichen prinzipiell nicht anders* als nicht-literarische sprachliche Zeichengebilde. Auf der Ebene von Zeichengebrauch und Semantik liegen die Unterschiede zwischen literarischen und nicht-literarischen Zeichengebilden einzig in quantitativen Verschiebungen der *Gebrauchshäufigkeit* und *Gebrauchsintensität* von bestimmten narrativen, darstellend-formensprachlichen, sprachbildlichen, illusionistischen, sprachsensitiven oder sprachreflexiven Gestaltungs-, Ausdrucks-, Sinngebungs- und Bezugnahmefunktionen sprachlicher Ausdrücke, die in literarischen Texten entweder eher ins Zentrum rücken oder eher vernachlässigt werden, ohne dass sie *einzig* in literarischen Texten vorkommen können oder *notwendig* deren Qualität hinreichend bestimmen.<sup>31</sup>

<sup>29</sup> Ganz ähnlich findet sich in Derridas Dekonstruktion die Idee, dass der allgemeine differentielle Charakter von Zeichen und Bedeutung überhaupt in Literatur auf besondere Weise intensiviert erscheint; in diesem Zusammenhang betont Derrida übrigens ähnlich wie Frege die besondere Art der Bedeutungssuspendierung des literarischen Diskurses. Vgl. Derrida (2006: 99).

<sup>30</sup> Jakobson (1993: 92). Deshalb ist es ungenau, wenn man die „Literarizität“ des Formalismus als Theorie über eine „eigene Gesetzmäßigkeit“ dichterische Werke fasst (Köppe, Winko [2008: 31]) und so den unzutreffenden Schluss nahelegt, dass die unter der Poetizität bzw. Literarizität gefassten Merkmale der Sprachverwendung von den Formalisten für eine kategorische Definition der Dichtung verwendet worden wären. Gerade Jakobsons Bemerkungen deuten eher in Richtung eines schwachen semantischen Konstitutionalismus.

<sup>31</sup> Vgl. dazu auch die kritischen Bemerkungen von Kroon/Voltolini (2019: 6-8) gegen eine semantische bzw. linguistische Bestimmung fiktionaler Kunstwerke: “There seems to be no feature of style or syntax that marks off a work as fictional rather than non-fictional.” (Ebd., 8)

Man könnte dies auch als These eines ‚schwachen semantischen Konstitutionalismus‘ in der Definition literarischer Kunstwerke bezeichnen: Mittels Zeichengebrauch und Bedeutungsweise lassen sich zwar durchaus (je nach Theorieentwurf) bspw. Konfigurationen von notwendigen Bedingungen für alle Kunstwerke *oder* von hinreichenden Bedingungen für eine Teilmenge literarischer Kunstwerke *oder* sogar von hinreichenden Bedingungen für alle literarischen Kunstwerke festlegen. Diese syntaktisch-semantischen Bedingungen bezeichnen aber in keinem dieser Entwürfe sprachliche Eigenschaften dergestalt, dass diese kategorial an das Vorliegen von literarischen Kunstwerken gebunden sind: d. h. dass diese Eigenschaften *einzig* in Kunstwerken vorkommen, konstitutiven bzw. wesentlichen Charakter haben<sup>32</sup> bzw. die Menge aller literarischen Kunstwerke *zugleich* notwendig *und* hinreichend („dann und nur dann/genau dann wenn x die syntaktisch-semantische Eigenschaft y besitzt, ist x ein literarisches Kunstwerk“) bestimmen. „Graduell“ ist so nicht nur die „Literarizität“ von dichterischen Werken dahingehend, dass Texte mehr oder weniger Literarizität aufweisen können;<sup>33</sup> graduell definiert sind auch die Merkmale selbst, welche Literarizität ausmachen.

Demgegenüber stellt sich nun die Frage, ob damit das letzte Wort bezüglich einer ‚starken‘ semantischen Theorie literarischer Kunstwerke bereits gesprochen ist. Immerhin gibt es auch Gegenstimmen im Konzert der kunsttheoretischen Überlegungen im 20. Jahrhundert, die zumindest Hinweise in deren Richtung geben. Zu nennen wäre hier bspw. Niklas Luhmanns systemtheoretische Kunstphilosophie, in der eine solche syntaktisch-semantische und zugleich kategorische Definition des Kunstwerks in Ansätzen zur Sprache kommt. Kunstwerke gebrauchen nämlich nach Luhmann wesentlich *andere Zeichen* bzw. *Zeichen anders* als die (gewöhnliche) Sprache, wenn auch auf Basis der semantisch-syntaktischen Regeln der Sprache, die allerdings derart weit in ein ‚Jenseits der Sprache‘ überschritten wird, dass man von einer emergenten bzw. supervenienten neuen Ebene sprechen müsste.<sup>34</sup> In jedem Fall lohnt es sich m. E., eine derart robuste kategoriale Theorie dichterischer Bedeutung zu durchdenken – und damit die gegenstandstheoretische Seite der Philosophie der Kunst wieder so stark zu machen, wie sie es zuletzt (wenn auch unter ganz anderen paradigmatischen Vorzeichen) wohl in Adornos „Ästhetischer Theorie“ gewesen ist. Ein solches Unternehmen kann hier natürlich nicht geleistet werden. Im zweiten Teil dieses Aufsatzes ist es hingegen das Ziel, den historischen Anfang einer philosophisch-semantisch orientierten Theorieentwicklung in der Kunstphilosophie des Literarischen erneut in Augenschein zu nehmen und auf seine definatorische

<sup>32</sup> Zur Definition von „wesentlichen Eigenschaften“ vgl. präzise Rosefeldt (2009: 113ff.).

<sup>33</sup> Köppe, Winko (2008:33).

<sup>34</sup> Vgl. Luhmann (1997: 39-48).

Brauchbarkeit hin zu befragen: Gottlob Freges Bestimmung des Dichtungsbegriffs. Dabei spielt nicht nur eine Rolle, dass mit Frege gewissermaßen diese Art der Dichtungstheorie auf der Höhe des modernen Wissenschaftsstandards beginnt. Ungeachtet aller berechtigten Kritik an Freges Bemerkungen zur kategorischen Definition von Dichtung haben diese immerhin den wissenschaftstheoretischen Vorzug der größtmöglichen Sparsamkeit, einfachen Eleganz und äußersten Reduktion. Wie also eine *minimale* semantische kategorische Definition von Dichtung aussehen könnte, lässt sich an Freges Überlegungen besonders gut studieren und reflektieren – und auch wohin sie führen können.<sup>35</sup>

### *Philosophische Voraussetzungen von Freges Bestimmung der Dichtkunst*

Mir geht es im Folgenden also nicht darum, Freges berühmte Unterscheidung zwischen „Bedeutung“ und „Sinn“ sprachlicher Ausdrücke für eine Theorie der Spezifik des literarischen Sinns weiterführend fruchtbar zu machen.<sup>36</sup> Vielmehr möchte ich erst einmal Freges eigene semantische „Definition“<sup>37</sup> der Dichtkunst im Kontext seiner Überlegungen zum Unterschied von „Sinn“ und „Bedeutung“ sprachlicher Ausdrücke in aller Kürze skizzieren und dann daraufhin befragen, ob sich mit ihr ein aussichtsreicher Kandidat für eine robuste minimalsemantische, kategorische Definition von Dichtung ergibt. Mit anderen Worten: Gefragt wird nicht, ob man mit Freges Bemerkungen zur Dichtung mglw. hinreichend beschreiben könne, wie schöne Literatur (semantisch) funktioniert; denn dafür

---

<sup>35</sup> Der vorliegende Aufsatz verzichtet aus Umfangsgründen auf die Diskussion der einschlägigen Sekundärliteratur zu Freges Dichtungs begriff. Grundlage sind die Untersuchungen von Gottfried Gabriel, v. a. in Gabriel (2018); Gabriel (1971); Gabriel (1970). Vgl. generell auch Gabriel (1975).

<sup>36</sup> Einem solchen Unternehmen, das in einer größeren Arbeit angegangen werden soll, stehen erst einmal mehrere Widerstände entgegen, die aufgelöst werden müssen. Erstens steht Freges kategorialsemantische Unterscheidung in gewisser Hinsicht quer zu der auch für die Beschreibung des Literarischen gängigen Dichotomie von Inhalt und Referenz, d. h. sie lässt sich nicht umstandslos auf diese abbilden: Es wären also weitere Zwischenschritte nötig, um sie im Bereich der *ästhetischen Zeichen* funktional zu machen. Zweitens bezieht Frege „Sinn“ und „Bedeutung“ auf die Erstbedeutungen atomarer Ausdrücke, d. h. auf Eigennamen im engeren Sinn und Sätze, in nachgelassenen Texten dann auch auf ungesättigte Funktionsausdrücke. Auf literarische Texte aber, wo es um die „Zweitbedeutung“ makrostruktureller Texteinheiten geht, sind diese Bestimmungen ebenfalls nicht ohne Übersetzungsregeln übertragbar: Denn Frege hat schlicht keinen Begriff formensprachlicher Bedingungen von literarischem Sinn oder einer dafür notwendigen Gattungstheorie.

<sup>37</sup> Ich setze „Definition“ hier in Anführungszeichen, weil es nicht Freges Ziel ist, eine Definition der Dichtkunst im strengen Sinne zu geben. Gleichwohl ergibt sich aus seinen Ausführungen zu Sinn und Bedeutung eine konsistente und von Frege auch (mehrfach) explizit angegebene semantische Bestimmung von Dichtung, die im Folgenden etwas hyperbolisch als „Definition“ bezeichnet werden soll.

fehlen ihm zu deutlich die literaturtheoretischen Konzepte. Was aber in Frage steht: Ermöglicht es Freges minimale Definition, für jedes mögliche Exemplar im Gegenstandsbereich zu bestimmen, ob es in die Menge literarischer Kunstwerke fällt oder nicht – ungeachtet der Frage, welche anspruchsvolleren oder informativeren Eigenschaftsausdrücke von Kunstwerken noch auf es zutreffen? Anders gefragt: Gibt uns Frege die *Identitätsbedingungen* an, die eine eindeutige Zuordnung der Marke ‚Dichtung‘ zu allen und nur zu den Vorkommnissen, die sie auch wirklich erfüllen, ermöglicht?<sup>38</sup>

Freges Vorschlag zur Bestimmung des Dichtungsbegriffs lautet in einer kanonischen Formulierung folgendermaßen: „In der Dichtung haben die Wörter freilich nur einen Sinn, aber in der Wissenschaft und überall, wo uns die Frage nach der Wahrheit beschäftigt, wollen wir uns nicht mit dem Sinne begnügen, sondern auch eine Bedeutung mit den Eigennamen und Begriffswörtern verbinden.“<sup>39</sup> Diese Definition gilt es erstens mittels der Skizzierung von Freges logischer Semantik zu verstehen und zweitens in deren systematischen Konsequenzen zu verorten. Es ist hier natürlich nicht der Ort, eine der wichtigsten systematischen Unterscheidungen der modernen Sprachphilosophie, die Frege ihr überlassen hat – emphatischer könnte man noch sagen: *die* Unterscheidung, aus der sich eigentlich die gesamte analytische Philosophie als mittlerweile mächtigstes Paradigma der Philosophie heraus entwickelte – eingehend darzustellen, in ihren Kontexten zu situieren, in ihren unüberschaubaren philosophischen Wirkungen nachzuzeichnen oder gar selbst (philosophisch) zu kritisieren.<sup>40</sup> Uns genügt im Rahmen dieses kleinen Aufsatzes der einfache Grundgedanke, wie ihn Frege in „Über Sinn und Bedeutung“ (1892) für Eigennamen im weiteren Sinn<sup>41</sup> bzw.

<sup>38</sup> Mit dem Ausdruck Kants gefragt: Ermöglicht diese Definition die ‚durchgängige Bestimmbarkeit‘ der Menge ‚literarisches Kunstwerk‘? (Vgl. Kant 1998: 652/B 599).

<sup>39</sup> Frege (1971a: 25).

<sup>40</sup> Vgl. als einführende Übersicht mit ausführlichen weitergehenden Verweisen zur Forschung Künne (2010: 198-219); außerdem Kremer (2010); Taschek (2010).

<sup>41</sup> ‚Eigennamen im weiteren Sinn‘ bzw. ‚logische Eigennamen‘ (Gabriel 1971: XVI) umfassen bei Frege Eigennamen im engeren Sinn, Kennzeichnungen und Aussagesätze (16 [33f.]), d. h. *gesättigte* sprachliche Ausdrücke (im Unterschied zu ungesättigten Ausdrücken wie Prädikaten oder Relationsausdrücke), deren Bedeutung ein „Gegenstand“ im Fregeschen Sinne (7 [27]) ist. Vgl. generell zum Begriff des „Gegenstandes“ Frege (1980); vgl. dazu Mayer (1996: 77-80); Künne (2010: 189-197); zur Unterscheidung gesättigter und ungesättigter Ausdrücke bei Frege, die für sein mathematisches Funktionsmodell sprachlicher Ausdrücke wesentlich ist, vgl. ebd. Zur Diskussion des eigenwilligen Begriffs der „Eigennamen“ in der frühen Analytischen Philosophie seit Frege vgl. pointiert Kripke (2014: 13-49), und umfassend Wolf (1993). Ich unterlasse aus Gründen sprachlicher Vereinfachung im Folgenden stets die Objektbezeichnung „Eigennamen im weiteren Sinn“ als Gegenstandsbereich der Fregeschen Metaaussagen zu Sinn und Bedeutung von sprachlichen Ausdrücken. Sie ist dort, wo es um Freges Überlegungen zu „Sinn“

in dem nachgelassenen Text „Anmerkungen über Sinn und Bedeutung“ (1892-1895) für Prädikate (Begriffsausdrücke) entwickelt hat, in seiner erst einmal komplikationsfreien Fassung, d. h. im Licht eines maximalen *principle of charity* gelesen. Bekanntlich entwickelt Frege die Unterscheidung von „Sinn“ und „Bedeutung“ aus dem Problem der Semantik von Identitätsaussagen (5f. [25f.]), nämlich der Frage, was in diesen eigentlich miteinander identifiziert wird bzw. genauer: mit welchem Gegenstandsmodell dieser Aussagen der faktische Unterschied informativer (synthetischer) von nicht-informativen (analytischen) Identitätsaussagen theoretisch beschreibbar ist. Aus diesem sogenannten „Frege’s Puzzle“ ergibt sich schließlich die Notwendigkeit, das bloß extensionalistische Modell von „Zeichen“ und „Bezeichnetem“, mit dem der Unterschied solcher Identitätsaussagen in der Qualität ihrer Information (dem „Erkenntniswerth“<sup>42</sup>) nicht begrifflich erfasst werden kann, um die Dimension der „Art des Gegebenseins“ (7 [26]) des Bezeichneten zu erweitern. Letzteres nennt Frege den „Sinn“ eines Zeichens, wohingegen das ‚Bezeichnete‘ „die Bedeutung des Zeichens heißen möge“ (6f. [26])<sup>43</sup>. Dieser „Sinn“ eines Zeichens wird von Frege als *Modus* der Bezeichnung zu Zwecken eines bestimmten *Ausdrucks* bestimmt, indem nämlich im Sinn das Bezeichnete durch die Art der Bezeichnung „einseitig beleuchtet“ (8 [27]) werde. In dieser Unterscheidung von Bezeichnung und Ausdruck werden von Frege die beiden grundlegenden Sprachhandlungen am Zeichen unterschieden, die in der vollständigen Informativität des Gebrauchs

---

und „Bedeutung“ geht und nicht explizit andere Ausdrücke als Bezugfeld angesprochen werden bzw. allgemein von „Zeichen“ die Rede ist, stets einschränkend mitgemeint. Im Folgenden wird „Über Sinn und Bedeutung“ (= „SuB“) nach folgender Ausgabe im laufenden Text nur mit Seitenangabe und Originalpaginierung der Erstausgabe zitiert: Frege (2019).

<sup>42</sup> (6). Zum Erkenntniswert (auch der Literatur) generell vgl. Gabriel (2015); Gabriel (2010).

<sup>43</sup> „Die Bedeutung eines Eigennamens ist der Gegenstand, den er bezeichnet oder benennt.“ (Frege 1971a: 25) Freges Begriff der „Bedeutung“ darf bekanntlich nicht einfach mit der „Extension“ (=dem „Umfang“) sprachlicher Ausdrücke im geläufigen Sinn gleichgesetzt werden, auch wenn Freges Argumentation extensionalistisch in dem Sinne erscheint, dass der primäre Akt sprachlichen Handelns stets die Bezugnahme auf Gegenstände ist, die allerdings erst durch den „Sinn“ hinreichend qualifiziert und damit operationsfähig wird; zum Bedeutungsbegriff bei Frege im dezidierten Unterschied zum Extensionsbegriff vgl. Tugendhat (1992). Die Bedeutung eines generellen Terminus ist bei Frege der Begriff, nicht die Gegenstände, die unter ihn als seine Extension fallen; die Bedeutung eines Satzes ist sein Wahrheitswert, nicht der Sachverhalt, der gewöhnlich als seine Extension betrachtet wird. „Bedeutung“ bei Frege bezieht sich also auf eine andere Vermessung von „Gegenstand“, als es heute der Ausdruck „Extension“ tut. Freges System der Gegenständlichkeit, d. h. die hierarchische Ordnung der Bezugnahmerelationen der Eigennamen im weiteren Sinn, unterscheidet sich von dem heute gültigen Standardmodell der Bezugnahmeordnung, wie sie mittels des Begriffs der „Extension“ von Ausdrücken festgelegt ist: Frege schaltet, grob gesagt, zwischen Sinn und Umfang noch die Dimension der Bedeutung ein. Vgl. bspw. zu Freges Unterschied von Bedeutung und Umfang von Begriffen sehr konzis Künne (2010: 219-225).

zusammenwirken: „Ein Eigenname (Wort, Zeichen, Zeichenverbindung, Ausdruck) drückt aus seinen Sinn, bedeutet oder bezeichnet seine Bedeutung.“ (13 [31])<sup>44</sup> Es hat sich in der Frege-Rezeption eingespielt,<sup>45</sup> diesen „Sinn“ v. a. bei singulären Termen am besten operational, und zwar wiederum in Relation auf die ihm gegenüber stets primäre Dimension der Bezugnahme des Zeichens zu beschreiben: Demnach ist der Sinn eines Zeichens gleichzusetzen mit der Angabe einer Regel, wie sich das Zeichen auf den Gegenstand bzw. die Klasse von Gegenständen bezieht, die die Bedeutung des Ausdrucks (bzw. seinen Umfang) sind.<sup>46</sup> Die „Art des Gegebenseins“ des Bezeichneten würde demnach eigentlich einen Algorithmus enthalten (dessen Elemente im Ausdruck allerdings sowohl explizit als auch implizit, d. h. kontextuell gegeben sind), um die Bezugnahme in objektiver, d. h. intersubjektiv verbindlicher Weise, und möglichst eindeutig zu explizieren: Der Sinn des Ausdrucks „Abendstern“ verweist die Bezugnahme auf einen Planeten, der am Abend in einer bestimmten Richtung und in einer bestimmten Konstellation am Himmel zu sehen sein kann. Freilich geraten mit dieser operationalen bzw. extensionalistischen Verengung des Sinnbegriffs die reichen „inneren“ semantischen Effekte des Sinns (bspw. im tropischen Gebrauch oder in formensprachlicher Verdichtung der Rede), die teilweise auf einer Lockerung dieser funktionalen Relation von Sinn und Bedeutung beruhen, nicht in den Blick: Eben die Dichtung legt von diesen Dimensionen jedoch deutliches Zeugnis ab. Diese relative Autonomie des Sinns wiederum kommt bei Frege andersartig in den Blick, weshalb die Erklärung des Frege’schen Sinns durch seine algorithmische Verengung auf die Funktion der Bedeutungsbestimmung wenigstens unvollständig ist: nämlich bspw. dort, wo er den Sinn auf der Ebene des Satzes, der identisch mit dem „Gedanken“ ist, den der Satz kundgibt (14 [32]),<sup>47</sup> als in bestimmter Hinsicht unabhängig von der Bedeutung als dem

<sup>44</sup> Ich übergehe hier alle weiteren Bemerkungen Freges bspw. zur schwierigen Zuordnung von Sinn und Bedeutung sowie bezüglich der These eines ‚semantischen Internalismus‘, nach welchem der Sinn eines Zeichens dessen Umfang bzw. dessen Bedeutung auf *die* Gegenstände festlegt, die die intensionale Beschreibung des Sinns (bspw. eine Kennzeichnung bei singulären Termen) erfüllen (8 [28]). Diese These des semantischen Internalismus ist freilich bekannterweise bspw. von Putnam (Putnam 2004: 27ff.) oder Kripke (2014: 25ff.) bestritten worden.

<sup>45</sup> Vgl. Urbich (2020: 333); Voigt (2019: 73); Kripke (2014: 21, 24); Tugendhat/Wolf (1989: 188f.).

<sup>46</sup> Die Schwierigkeiten dieser operationalen Reformulierung müssen uns hier nicht interessieren; sie liegen vor allem in der fehlenden Eindeutigkeit, d. h. der kontextuellen Varianz von Kennzeichnungen zur Identifikation von Gegenständen und werden schon von Frege selbst bedacht (7f. [27]); vgl. so auch Voigt (2019: 73f.) und Kripke (2014: 24f.).

<sup>47</sup> Frege (1971b: 35). Vgl. Kühne (2010: 208f.); Tugendhat/Wolf (1989: 26). Dass der Sinn eines Satzes nicht einfach so und in jedem Kontext mit dem Gedanken als das, was der Satz äußert, identisch ist (vgl. Tugendhat/Wolf [1989]: 26-29), und was von Frege selbst bereits bedacht worden ist, kann hier außer Acht bleiben. Freges wichtiges Konzept des Gedankens als Sinn von Sätzen wird näher erläutert in Frege (2010); vgl. dazu Kühne (2010: 377-542).

„Wahrheitswerth eines Satzes“ (16 [34]) versteht. Denn Gedanke und Wahrheitswert sind nach Frege eben nicht Teile desselben sententialen Subsystems bzw. derselben syntaktischen Grammatik wie z. B. Subjekt und Prädikat eines Satzes (17 [34]).<sup>48</sup> Folglich sind sie nicht monofunktional derart eng miteinander verknüpft, dass sie ihre semantische Funktion einzig in Abhängigkeit voneinander erfüllen können. Dieser „nicht-prädikative“ Charakter der Wahrheit bei Frege<sup>49</sup> in der Identifikation des Wahrheitswertes mit der Bedeutung eines Satzes verlegt den semantischen Ort der Wahrheit von der Eigenschaft, Teil eines Gedankens zu sein, in den Vollzug eines bestimmten, nämlich assertorischen Sprechaktes: „Die Behauptung der Wahrheit liegt [...] in der Form des Behauptungssatzes“ (17 [34]). Im Aufsatz „Der Gedanke“ heißt es:

In einem Behauptungssatz ist also zweierlei zu unterscheiden: der Inhalt, den er mit der entsprechenden Satzfrage gemein hat, und die Behauptung. Jener ist der Gedanke oder enthält wenigstens den Gedanken. Es ist also möglich, einen Gedanken auszudrücken, ohne ihn als wahr hinzustellen. In einem Behauptungssatze ist beides so verbunden, daß man die Zerlegbarkeit leicht übersieht.<sup>50</sup>

Es ist bereits zu sehen, inwiefern dies für Freges Bestimmung der Dichtung wesentlich ist. Sowohl (1) die Lockerung des strukturellen Bezugs von Sinn und Bedeutung, Gedanke und Wahrheitswert eines Satzes einerseits als auch (2) die Verlegung des semantischen Ortes der Wahrheit in den Behauptungsakt andererseits liegen als Bedingungen der Möglichkeit Freges Ansicht zugrunde, Dichtung sei auf den Bereich des Sinns beschränkt. Denn wo, wie im fiktionalen Satz, gar nichts bezüglich der Bedeutung behauptet wird<sup>51</sup> bzw. die Behauptung sozusagen nur ‚formal‘ gegeben ist, weil er kein „Behauptungssatz [ist], in dem es auf die Bedeutung der Wörter ankommt“ (16 [34]),<sup>52</sup> bleibt trotzdem der Bereich des Sinns als Spielraum dichterischen Sprechens intakt, eben weil er in gewisser Weise vom Rahmenwerk der Bedeutung entkoppelt werden kann. Hinzu kommt (3) Freges Konzept der Wohlbestimmtheitsvoraussetzung

---

<sup>48</sup> „Man gelangt durch die Zusammenfügung von Subject und Prädicat immer nur zu einem Gedanken, nie von einem Sinn zu dessen Bedeutung, nie von einem Gedanken zu dessen Wahrheitswerthe.“ (18 [35])

<sup>49</sup> Vgl. dazu Voigt (2019: 88-90); Künne (2010: 393-423). Zu Freges Wahrheitsdenken vgl. auch Gabriel/Schlotter (2017: 147-166).

<sup>50</sup> Vgl. auch Frege (1971b: 54).

<sup>51</sup> Vgl. ganz im Fregeschen Sinne Gabriel (2010: 253): „Sofern fiktionale Rede keine Ansprüche erhebt, Referenz zu haben, wahr zu sein und zu behaupten, ist sie von der Erfüllung der entsprechenden Kommunikationsbedingungen befreit.“

<sup>52</sup> Genau genommen behauptet also an dieser Stelle Frege nicht, dass fiktionale Sätze gar nichts behaupten würden, wie es in Anschluss an ihn und im Blick auf weitaus ältere Quellen (Philipp Sidney, „An Apology for Poetry“), für die das zutrifft, gern expliziert wird. In Frege (2010: 93 [63]) ist die Behauptung der Behauptungslosigkeit dichterischer Rede allerdings explizit zu finden.

der Satzbedeutung, die einem *strengen Kompositionalitätsprinzip* gehorcht und das sich prädikatenlogisch folgendermaßen darstellen lässt:

$$(IV) \quad \forall x ((\exists y (S_A(y) \wedge T_b(y,x))) \rightarrow [(\exists r (G(r) \wedge B(r,x) \wedge \forall z ((G(z) \wedge B(z,x)) \rightarrow (z=r)))) \vee (\forall s (G(s) \rightarrow F_a(s,x) \nabla \neg F_a(s,x))) \leftrightarrow (\exists B_s (B_s(y)))]])$$

$$(IVa) \quad \forall x ((\exists y (S_A(y) \wedge T_b(y,x))) \rightarrow [(\exists r (G(r) \wedge B(r,x) \wedge \forall z ((G(z) \wedge B(z,x)) \rightarrow (z=r)))) \vee (\forall s (G(s) \rightarrow F_a(s,x) \nabla \neg F_a(s,x))) \leftrightarrow (W(y) \nabla F(y))])^{53}$$

In Worten: Wenn und nur wenn alle bezugnehmenden Teile eines Satzes (singuläre und allgemeine Termini) eine und nur eine Bedeutung haben und in dieser Hinsicht in ihrer Bedeutung wohlbestimmt sind,<sup>54</sup> hat auch der Satz Bedeutung.<sup>55</sup> Umgekehrt heißt das: Wenn auch nur ein bezugnehmender Teil eines

<sup>53</sup> Die Prädikatoren wie folgt:  $S_A(x) = x$  ist ein Aussagesatz;  $T_b(x,y) = y$  ist ein bezugnehmender Teil von  $x$ ;  $B(x,y) = y$  bedeutet im Fregeschen Sinne den konkreten Gegenstand  $x$ ;  $G(x) = x$  ist ein konkreter Gegenstand;  $F_a(x,y) =$  der Gegenstand  $x$  fällt unter den Begriff, den  $y$  bezeichnet;  $B_s(x) = x$  hat eine Satzbedeutung;  $W(x) = x$  ist wahr;  $F(x) = x$  ist falsch. Die synonyme Formulierung (IVa) expliziert die Folgerung des Bikonditionals, dass ein solcherart gegebener Satz im Fregeschen Sinne eine Bedeutung hat, mittels der synonymen Teilaussage, dass er im Sinne der disjunktiven Aussagenverbindung (hier in ihrem expliziten Unterschied zur adjunktiven!) entweder wahr oder falsch ist, und vermeidet damit die Integration von prädikatenlogischen Formelelementen zweiter Ordnung.

<sup>54</sup> Vgl. auch Gabriel (1971: XVIII; dort die Verweise auf die einschlägigen Stellen bei Frege bezüglich des Kompositionalitätsprinzips der Satzbedeutung, v. a. in „Grundgesetze der Arithmetik“ und „Über die wissenschaftliche Berechtigung einer Begriffsschrift“). Begriffsausdrücke (Prädikate) haben genau dann eine Bedeutung, wenn der Begriff, auf den sie Bezug nehmen, „scharf begrenzt“ (ebd., XVII) ist; d. h. wenn „von jedem Gegenstand bestimmt [...] [ist], ob er unter den Begriff falle oder nicht; ein Begriffswort, welches dieser Anforderung an seine Bedeutung nicht genügt, ist bedeutungslos.“ Frege (1971a: 32). Der Fregesche Unterschied von „Bedeutung“ und „Umfang“ (Extension) wird hier am Beispiel des Prädikatsterminus besonders deutlich: Begriffsausdrücke sind nämlich nur dann bedeutungslos, wenn der von ihnen bezeichnete Begriff in dieser Hinsicht nicht scharf begrenzt sind. Ob der Umfang des von ihnen bezeichneten Begriffs hingegen leer ist oder nicht, d. h. ob wirklich Gegenstände unter den Begriff fallen, den sie bezeichnen, spielt für die Bedeutung des Begriffsausdrucks keine Rolle (Frege [1971a]: 34). Freges Prinzip der Begriffswortbedeutung nimmt Kants „Grundsätze der Bestimmbarkeit“ (Kant [1998]: 652/B 599) für alle Begriffe auf und erweitert dieses zu einem normativen Konzept für Begriffsausdrücke.

<sup>55</sup> Vgl. analog auch das „Kompositionsprinzip des Sinns“ bei Frege, wie beschrieben bei Kühne (2010: 210f.). In der prädikatenlogischen Formel ist es noch etwas genauer formuliert: Wenn und nur wenn alle bezugnehmenden Teile eines Satzes (singuläre und allgemeine Termini) eine und nur eine Bedeutung haben, d. h. die singulären Termini auf genau einen gegebenen Gegenstand Bezug nehmen und die allgemeinen Termini derart scharf begrenzt sind, dass von jedem möglichen Gegenstand gilt, es sei bestimmt ob er unter den Begriff falle oder nicht, und in dieser Hinsicht in ihrer Bedeutung wohlbestimmt sind, hat auch der Satz Bedeutung. Ganz entsprechend sind Nebensätze

Satzes nicht genau eine Bedeutung (d. h. entweder keine Bedeutung oder deutlich mehr als eine Bedeutung) hat, hat der Satz keine Bedeutung. Der Wahrheitswert eines Aussagesatzes als seine Bedeutung im Frege'schen Sinne betrifft also den von diesem Satz ausgedrückten vollständigen Gedanken, realisiert sich in der Behauptungsform des Satzes als Erscheinungsweise des nicht-prädikativen Wahrheitsbegriffs und beruht auf der Bedingung der eindeutigen Bedeutungshaftigkeit der bezugnehmenden Ausdrücke.

### *Vorstellung und Färbung: Freges positive Bestimmung von Dichtung*

Bevor wir vor dem Hintergrund dieser Festlegungen aus den Überlegungen Freges einen Algorithmus extrahieren, der festzustellen erlaubt, aufgrund welcher fundamentalsemantischen Eigenschaften ein Text zur Dichtung gerechnet werden kann, ist Freges inhaltlich-, ‚positive‘ Bestimmung der Dichtung von Interesse. Denn Freges Algorithmus der Zuordnung von Texten zur Dichtung besteht wesentlich aus negativen Eigenschaften. Komplementär dazu verfügt Freges minimalesemantische Definition der Dichtung aber auch über ein positives Kriterium:

Zu den hier noch möglichen Unterschieden gehören die Färbungen und Beleuchtungen, welche Dichtkunst und Beredtsamkeit dem Sinne zu geben suchen. Diese Färbungen und Beleuchtungen sind nicht objectiv, sondern jeder Hörer und Leser muß sie sich selbst nach den Winken des Dichters oder Redners hinzuschaffen. Ohne eine Verwandtschaft des menschlichen Vorstellens wäre freilich die Kunst nicht möglich; wieweit aber den Absichten des Dichters entsprochen wird, kann nie genau ermittelt werden. (12f. [31])

Die „Färbungen und Beleuchtungen“ des Sinns in der Dichtkunst sind nur verständlich vor dem Hintergrund von Freges Ausdifferenzierung des Sinnfeldes in *SuB*, und zwar mittels des Unterschieds von „Sinn“ und „Vorstellung“.

Von der Bedeutung und dem Sinne eines Zeichens ist die mit ihm verknüpfte Vorstellung zu unterscheiden. Wenn die Bedeutung eines Zeichens ein sinnlich wahrnehmbarer Gegenstand ist, so ist meine Vorstellung davon ein aus Erinnerungen von Sinneseindrücken, die ich gehabt habe, und von Thätigkeiten, innern sowohl wie äußern, die ich ausgeübt habe, entstandenes inneres Bild. Dieses ist oft mit Gefühlen durchtränkt; die Deutlichkeit seiner einzelnen Theile ist verschieden und schwankend. [...] Die Vorstellung ist subjectiv: die Vorstellung des Einen ist nicht die des Andern. [...] Die Vorstellung unterscheidet sich dadurch wesentlich von dem Sinne eines Zeichens, welcher gemeinsames Eigenthum von Vielen sein kann und also nicht Theil oder Modus der Einzelseele ist“. (9f. [29])

---

bei Frege nur dann extensional ersetzbar, sodass ihre Satzumgebung für sie einen extensionalen Kontext bildet, wenn sie genau einen (vollständigen) Gedanken ausdrücken (39 [49]).

Sinn und Vorstellung bezeichnen also zwei verschiedene Weisen, einen Gegenstand als Bedeutung eines Ausdrucks *für jemanden* gegeben sein zu lassen: Unterschiedlich sind dabei jeweils die Art des zeichenhaften Gegebenseins sowie die Geltungsreichweite dieses Gegebenseins. Denn einerseits wird das Verhältnis des Sprachzeichens zum Sinn von Frege als eine „Ausdrucksrelation“ (13 [31])<sup>56</sup> konturiert, wohingegen die Vorstellung mit dem Zeichen in einer „Ursache-Wirkungsrelation“<sup>57</sup> verbunden ist. Die Vorstellung erscheint also als psychisch-somatischer Wirkeffekt des Gebrauchs von sprachlichen Ausdrücken auf das individuelle Bewusstsein im Bestimmungskontext der individuellen Erfahrungsbiographie des Lesers/Hörers wie auch allgemeinerer, kulturell codierter Konnotationenfelder dieses Gebrauchs – und letztlich auch im Kontext dessen, was Frege „Färbungen und Beleuchtungen“ des Sinns nennt. (Diese Konnotationen können freilich intendiert sein und mithin zum Kommunikationspotential gehören, aber sie sind nicht in der gleichen Weise Teil des verbindlichen Gehalts.) Und andererseits ist der Sinn als „gemeinsames Eigentum von Vielen“ aufgrund seiner semantischen Objektivität im Unterschied zur Vorstellung die intersubjektiv *von Verschiedenen als Dasselbe erfassbare* bzw. *gänzlich Anderen kommunizierbare* Perspektive auf einen Gegenstand<sup>58</sup> – wohingegen die perspektivische Bezugnahme auf einen Gegenstand durch die Vorstellung aufgrund der „Verwandtschaft des menschlichen Vorstellens“ zwar auch allgemeinere Dimensionen ihres Gebrauchs aufweist, aber wegen der irreduziblen Durchsetzung mit bloß subjektiven und als solche nicht adäquat kommunizierbaren Elementen (Gefühlen etc.) bzw. wegen der generellen Undeutlichkeit dieses Gemischs aus mehr allgemeinen und mehr subjektiven Beziehungsweisen nicht in gleicher Weise „Eigentum von Vielen“ sein kann. Die Frege’sche Annahme eines Bereichs der Vorstellung als das nicht weiter scharf untergliederte weite Feld der Qualia, der subjektiven Wertungen, der emotiven Assoziationsaspekte von Ausdrücken und dergleichen mehr begrenzt das Schreckgespenst des neuzeitlichen „Psychologismus“ in der Erkenntnistheorie und Logik seit Descartes, gegen den im Anschluss an Frege später am entschiedensten Husserl vorgehen sollte,<sup>59</sup>

<sup>56</sup> Gabriel (1971: XXIV).

<sup>57</sup> Ebd.; Frege (1971b: 55f., bspw. 55: „Die Laute wirken hier nur als sinnliche Reize“).

<sup>58</sup> Zur „Objektivität“ des Sinns bzw. der quasi-platonischen Seinsart von Sinn bzw. Gedanke vgl. Frege (1971b: 36f., 46f.); Kühne (2010: 532-541); Mayer (1996: 108).

<sup>59</sup> Frege streitet an dieser Stelle gegen einen *Psychologismus des Gegenstandes*, der – wie es der rationalistischen Subjektphilosophie seit Descartes gern (bezüglich Descartes übrigens unzutreffend; vgl. Perler [2010]: 2ff.) unterstellt wird (bspw. bei Searle [2004]: 20, 27) – die ‚inneren Objekte‘ (*Ideen*) statt der äußeren Gegenstände zum primären Gegenstand intentionaler Bezugnahme erklärt und so den epistemischen Weltbezug von Aussagen verliert. Davon zu unterscheiden wäre ein *Psychologismus der Geltung*, der naturalistisch als „ungerechtfertigte[] Gleichsetzung von Zugangs-Bedingungen mit Geltungs-Bedingungen“ (Welsch [2012]: 28)

mitsamt seinen Folgeproblemen wie Skeptizismus, Solipsismus und Idealismus auf eben jenen Vorstellungsbereich der psychischen Intentionalität.<sup>60</sup> Nur die (begleitenden) Vorstellungen, nicht aber der Sinn eines Ausdrucks beruhen derart grundsätzlich auf der *konkreten* Beschaffenheit eines *individuellen* Bewusstseins, dass sie sich bereits ihrer Form nach weder *auf* Andere übertragen noch *von* Anderen einsehen lassen.<sup>61</sup> In jedem Fall – und das ist für Freges Version des Extensionalismus sprachlicher Ausdrücke ein entscheidendes Argument – dürfen Sinn und Vorstellung nicht im ‚klassisch‘ (vermeintlich!) cartesianischen Sinne als so miteinander korreliert verstanden werden, dass der Sinn eines Ausdrucks „die Art des Gegebenseins einer Vorstellung“<sup>62</sup> (vgl. 13 [31]) meine – und somit (Außenwelt-)Skeptizismus und subjektivem Idealismus Tür und Tor geöffnet seien. Wir operieren sprachlich stets, so Frege, unter der impliziten und alltagssprachlich wie wissenschaftlich unhintergehbaren Voraussetzung, dass unsere bezugnehmenden Ausdrücke sich nicht auf intrapsychische Korrelate, sondern auf extrapsychische Gegenstände (konkrete wie abstrakte) beziehen: nur unter dieser Bedingung lässt sich aussagenssemantisch das Ineinandergreifen von Sinn und Bedeutung in ihrer Geltungsform erklären.<sup>63</sup> Damit ist gar nichts über die ‚Wahrheit‘ einer solchen Annahme gesagt (13f. [31]), sondern nur mittels der Art und Weise, wie unsere Ausdrücke zwangsläufig operieren müssen, *wenn* sie überhaupt Bezug nehmen, ein allerdings deutliches Indiz in Richtung einer bestimmten Form von szientistischem Realismus gegeben.

Zum Bereich der „Vorstellung“ nun gehört für Frege das Phänomen der „Färbungen und Beleuchtungen“ (12 [31])<sup>64</sup> als sprachzeichenseitiges Korrelat eben

---

die „Gründe des ‚Wahrseins‘“ und die „Ursachen des ‚Fürwahrhaltens‘“ (Gabriel [2012]: 476) miteinander vertauscht, und der ebenfalls von Frege und Husserl (bspw. in Husserl [2009]: 26f.) bzw. später von Carnap (2004a: 4) wiederholt kritisiert worden ist.

<sup>60</sup> Vgl. Voigt (2019: 75-81).

<sup>61</sup> Für den Bereich der Vorstellungen gilt deshalb die These von der Uneinsehbarkeit des Fremdpsychischen als mentalistisches Phänomen (vs. das Fremdpsychische als zugänglich im beobachtbaren Verhalten), wie es bspw. von Carnap ([1974]: 85-87, § 64) vertreten worden ist. Vgl. Gabriel (2016).

<sup>62</sup> Voigt (2019: 80).

<sup>63</sup> Wie später Heidegger, der aristotelisch bezüglich des ursprünglichen (v. a. praktischen) Verstehensmodus des Daseins dessen fragloses und vorgängiges Immer-schon-Gelingen als vorausliegende ‚Erschlossenheit‘ betont ([2001]: 5, § 2), und Blumenberg, der das stetige Vorausliegen der unreflektierten praktischen Annahme eines *gelingenden* Wirklichkeitsbezuges als Bedingung alles menschlichen In-der-Welt-Seins konturiert ([2020]: 10f.), scheint auch Frege – jenseits der Frage nach der Berechtigung von Außenweltskeptizismus und ähnlichen Figuren der Erkenntniskritik – an dieser Stelle auf die Idee zu rekurrieren, dass in der Gebrauchsweise unserer Ausdrücke eine implizite Ontologie des gelingenden Weltbezuges vorausgesetzt ist – unabhängig von der Frage, ob dieser Bezug auch *wirklich* hergestellt ist.

<sup>64</sup> Gabriel (1971: XXIV-XXVI).

jener subjektiven Bildwirkung, die durch die Bezugnahmeweise des Ausdrucks im Individuum bewirkt werden kann. In *SuB* drückt sich Frege noch sehr missverständlich und unklar aus, wenn er in Bezug auf die Dichtung sagt: „Diese Färbungen und Beleuchtungen sind nicht objectiv, sondern jeder Hörer muss sie sich selbst nach den Winken des Dichters oder Redners hinzuschaffen.“ (12 [31]) Dass die Färbung eines Ausdrucks nicht „objectiv“ ist, meint hier: Die Färbung „gehört nicht zum ausgedrückten Gedanken“<sup>65</sup>, da sie nicht Teil dessen ist, „was wahr oder falsch sein kann“<sup>66</sup>. Allerdings hat Frege in seinem Nachlasstext „Logik“, anders als es die Formulierung in *SuB* nahelegt, durchaus gesehen, dass in der Färbung eines Ausdrucks gewöhnlicherweise ebenfalls eine gewisse Verbindlichkeit der Vorstellungsbildung zu finden ist, die diese zwar einerseits weiterhin hochgradig unbestimmt und so deren unvertretbare Subjektivität unberührt lässt, die aber andererseits doch insofern „gemeinsames Eigenthum von Vielen“ ist, als die Färbung von Ausdrücken im Kontext einer geteilten Sprachkompetenz bestimmte Wertungs- und Beurteilungshorizonte obligatorisch vorgibt.<sup>67</sup> Deshalb ist die Charakterisierung in *SuB*, dass jeder Hörer „sie [die Färbungen und Beleuchtungen, J. U.] sich selbst [...] hinzuschaffen“ muss, mindestens missverständlich: Nicht die Färbung des Ausdrucks wird vom Rezipienten affektiv erzeugt, sondern auf Grundlage dieser intersubjektiv erst einmal zum Teil verbindlichen Färbung wird nur deren jeweilige imaginative Ausgestaltung der unvertretbaren Erinnerungsgeschichte des Subjekts überlassen.<sup>68</sup> Es sind nun aber eben jene „Färbungen und Beleuchtungen“ des Sinns, über die Frege ein positives semantisches Merkmal der Dichtung gibt; in Erweiterung seiner Bestimmungen aus *SuB* heißt im Nachlasstext „Logik“:

In vielen Fällen soll er [der Gedanke, J. U.] daneben auf die Vorstellungen und Gefühle des Hörenden wirken; und dies um so mehr, je mehr sich die Sprache der dichterischen nähert. Wir haben zwar hervorgehoben, daß die Sprache wenig geeignet ist, beliebige Vorstellungen genau nach Wunsch im Hörer hervorzurufen. [...] Die Laute wirken hier nur als sinnliche Reize. [...] Ein [...] Wort gibt also vermöge seines Sinnes zwar die Anregung zur Bildung einer Vorstellung; aber es ist weit davon entfernt, diese Vorstellung allein vollständig zu bestimmen. [...] Der Dichter malt also eigentlich nicht, sondern regt nur zum Malen an und gibt Winke dafür, die Ausführung dem Hörenden überlassend. Und dieser Winke wegen ist es nun für die

<sup>65</sup> Frege (1971b: 56).

<sup>66</sup> Ebd., 60; das Argument gegen die Gedankenartigkeit der Färbung ebd., 61; vgl. Gabriel (1971: XXV).

<sup>67</sup> Zu einem Versuch, die von Frege nicht explizierte Art der Objektivität dieser Färbung mittels des Begriffs der „emotive meaning“ theoretisch auzubuchstabieren, vgl. Gabriel (1971: XXVf.).

<sup>68</sup> Freges Beispiel der beiden Sätze „Dieser Hund hat die ganze Nacht geheult“ und „Dieser Köter hat die ganze Nacht geheult“ (Frege [1971b]: 56) macht das sichtbar: „[W]ährend das Wort ‚Hund‘ sich zu Lust und Unlust gleichgültig verhält, hat das Wort ‚Köter‘ entschieden mehr Verwandtschaft zur Unlust und gibt damit den Wink, sich den Hund etwas ruppig vorzustellen.“ (Ebd.)

Dichter wertvoll, verschiedene Wörter zur Verfügung zu haben, die einander vertreten können, ohne den Gedanken zu ändern, die aber auf die Vorstellungen des Hörenden und seine Gefühle in verschiedener Weise wirken können.<sup>69</sup>

Frege scheint hier gewissermaßen den phänomenologischen Dichtungsbegriff Roman Ingardens und Wolfgang Iasers zu antizipieren, die – zugespitzt formuliert – die Sprache von dichterischen Kunstwerken als Dramaturgie von Schematisierungsregeln für die Vorstellungsbildung mittels dichterischer Techniken und Aussageweisen im Widerspiel von regelhafter Bestimmtheit und notwendiger, stets individuell-subjektiver Ergänzung des imaginativen Bildaufbaus („Leerstellen“) begreifen.<sup>70</sup> In Dichtung werden also die bildgebenden Modulationen des Sinns als emotive Intensivierung der rein subjektiven Vorstellungsbildung mittels einer verdichteten Verwendung der Färbungen und Beleuchtungen des Sinns ins Zentrum der Aufmerksamkeit gerückt:<sup>71</sup> Das Letztere ist allerdings nicht als ausschließliches Mittel dieser gesteigerten Vorstellungsbildung zu verstehen, da Frege mittels der mehrfach aufgenommenen ‚klassischen‘ Redeweise von der ‚Malerei‘ der Dichter auch auf andere, illusionistische bzw. anschaulichkeitsfördernde Techniken des dichterischen Sprachgebrauchs anspielt.<sup>72</sup>

In jedem Fall aber – und darauf kommt es in unserem Zusammenhang an – kann derart eine kategorische Definition der Dichtung nicht gegeben werden: Sowohl die Vorstellungsbildung überhaupt als rein subjektives Reiz-Reaktionsmuster bezüglich der Bezugnahmegegenstände von Ausdrücken als auch ihre besondere Lenkung mittels der Färbungen und Beleuchtungen des Sinns stehen in gleicher Weise allen Diskurarten als Wirkpotentiale zur Verfügung. Deshalb reiht Frege sich mit dieser positiven Bestimmung von Dichtung in das zu Anfang skizzierte Theoriefeld des ‚schwachen Konstitutionalismus‘ ein, welcher (wie oben definiert) die Abweichung dichterischer Sprache von einem angenommenen ‚Normalgebrauch‘ als rein quantitative Verschiebung der Gebrauchshäufigkeit und Gebrauchintensität von bestimmten Ausdrucks- und Bezugnahmefunktionen sprachlicher Ausdrücke bestimmt. Freges Sprache gibt das schon daran zu erkennen, dass er einerseits davon spricht, wie sich ein bestimmter

---

<sup>69</sup> Frege (1971b: 54-56).

<sup>70</sup> Vgl. auch Frege (1971b: 36f.). Freilich vertritt vor allem Ingarden hier eine etwas andersgeartete, den Psychologismus und Individualismus von rein subjektiven Vorstellungen gerade entgegenstehende Objektivitätsthese der schemageleiteten Bewusstseinstätigkeit des Kunstrezipienten; vgl. Ingarden (1972).

<sup>71</sup> Carnap wird an diese Idee wie auch an Freges Bestimmung der Dichtkunst als ‚Sinn ohne Bedeutung‘ anschließen, wenn er von Kunst und Dichtung sagt, sie „dienen *nicht zur Darstellung von Sachverhalten*, weder von bestehenden (dann wären es wahre Sätze) noch von nicht bestehenden (dann wären es wenigstens falsche Sätze); sie dienen *zum Ausdruck des Lebensgefühls*.“ Carnap (2004b: 105).

<sup>72</sup> Vgl. zu den Techniken der dichterischen Veranschaulichung Urbich (2014); Willems (1989).

Sprachgebrauch *graduell* der dichterischen Sprache nähert; und andererseits dadurch, dass er „Dichtung und Beredsamkeit“ zusammenfasst und damit implizit sichtbar macht, dass derart nicht zwischen Diskursart und Sprachverwendung, Literatur und literarisierter Sprache, Dichtung und dichterischer Rhetorik unterschieden werden kann. Als empirische Beschreibung im Rahmen eines bestimmten Theoriekontextes mag Freges Positivbestimmung von Dichtung als Sprachphänomen nützlich sein – als Möglichkeit einer äußerst trennscharfen Definition scheidet sie aus.

So bleibt also nur noch Freges Negativbestimmung der Dichtung als Kandidat für eine minimalesemantische, streng kategorische Definition übrig. Deren Thesen werden von mir aus Platzgründen im Folgenden sogleich *systematisch*, *synoptisch* und *in ihrer interpretativ vervollständigten Version* gegeben: d. h. in übersichtlicher Zusammenschau, nur in ihrem Resultat, ohne die argumentative Entwicklung und Herleitung sowie mittels einiger Schlussfolgerungen, die Frege explizit nicht zieht, jedoch deutlich nahelegt.<sup>73</sup> Diese Schlussfolgerungen betreffen dabei vor allem den Status von Texten als Komposita aus Sätzen: Frege bezieht in den hier betrachteten Abhandlungen seine expliziten Beschreibungen der Aussagelogik von Dichtung, Wissenschaft und Alltagssprache zumeist auf den Einzelsatz, ergänzt diese Thesen an verschiedenen Stellen jedoch durch Hinweise auf deren Regeln im Kontext ganzer Texte als Gegenstände der Beschreibung.<sup>74</sup>

### *Die doppelte negative Minimaldefinition von Dichtung*

Die wichtigsten Elemente dieses Definitionsversuchs sind in der kurzen Diskussion von Freges Begriffen von Sinn und Bedeutung, aus denen sie sich herleiten, bereits sichtbar geworden. Es sind im Ganzen zwei große negative Charakteristika, mittels deren nach Frege ein Text *t* der Gattung Dichtung zugeordnet werden kann; über deren eng verzahntes Verhältnis zueinander wird im Folgenden weiter Auskunft gegeben. Beide Charakteristika stellen Explikationen der einen, implizit negativen Grundbestimmung dar, die bereits mehrfach umrissen wurde: „In der Dichtung haben die Wörter freilich nur einen Sinn“<sup>75</sup> bzw. „Mit der Frage nach der Wahrheit würden wir den Kunstgenuß verlassen und uns einer wissenschaftlichen Betrachtung zuwenden. Daher ist es uns auch gleichgültig, ob der Name ‚Odysseus‘ z. B. eine Bedeutung habe, solange wir das Gedicht als Kunstwerk aufnehmen.“ (16 [33])

<sup>73</sup> Ich stütze mich hierbei auf die Bemerkungen von Gottfried Gabriel in Gabriel (1971).

<sup>74</sup> Gabriel (1971: XVIII).

<sup>75</sup> Frege (1971a: 25).

- (V) *Dichterische Texte beinhalten Sätze mit leeren Ausdrücken*: Der Text  $t$  enthält mindestens einen Satz  $p_i$ , der keine satzinterne Bedeutung<sub>1</sub> hat, d. h. der leere bezugnehmende Ausdrücke enthält und dessen ganze Satzbedeutung<sub>(1+2)</sub> deshalb weder wahr noch falsch ist.
- (VI) *Dichterische Texte enthalten Sätze, die nichts behaupten, und sie behaupten als Ganze nichts*: Der Text  $t$  enthält (1) mindestens einen Satz  $p_i$ , der keine satzexterne Bedeutung<sub>2</sub> hat, weil er als nicht-behauptende Sprachhandlung einer Als-ob-Behauptung aufzufassen ist, sodass die ganze Satzbedeutung<sub>(1+2)</sub> von  $p_i$  gleichgültig ist, und (2)  $t$  ist im Ganzen als nicht-behauptende Sprachhandlung einer Als-ob-Behauptung aufzufassen, sodass die ganze Bedeutung<sub>(1+2)</sub> von  $t$  gleichgültig ist – unabhängig davon ob alle Sätze von  $t$   $\{p_1, p_2, \dots, p_m \mid p_i \in t, i = 1, \dots, m\}$  bezüglich ihrer satzinternen Bedeutung<sub>1</sub> wahr oder falsch oder weder wahr noch falsch sind.

Ich gebrauche hier den explizit nicht-Frege'schen Unterschied von „satzinterner“ und „satzexterner Bedeutung“,<sup>76</sup> um künstlich (und damit zum Teil auch unkorrekt) zwei zusammengehörige Aspekte des Bedingungsgefüges der ganzen Satzbedeutung bei Frege so auseinanderzuhalten, dass damit die partielle Verschiedenheit (d. h. nicht vollständige Synonymität) der beiden negativen Teildefinitionsstrategien von Dichtung sichtbar wird: einerseits die „satzinterne Bedeutung<sub>1</sub>“ als erfüllte Bedingung der Satzbedeutung (= strenges Kompositionalitätsprinzip), weil und indem alle bezugnehmenden Bestandteile des Satzes eine und genau eine Bedeutung haben, andererseits die „satzexterne Bedeutung<sub>2</sub>“ als erfüllte Bedingung der Satzbedeutung, weil und indem der Satz mit behauptender Kraft (Aussagesatz) geäußert wird bzw. geäußert werden sollte. In der Erläuterung von (V) und (VI) wird sich zeigen, wie deshalb

<sup>76</sup> Das heißt: Bei Frege gehen diese beiden, natürlich trotzdem begrifflich unterschiedenen Bedingungsdimensionen nicht auf gleiche Weise so deutlich auseinander, wie ich es hier zum Zwecke der analytischen Explikation gestalte. Zudem bietet Frege in diesen Kontexten keinen Begriff der Bedeutung eines *ganzen* Textes an, weil für ihn die Standardeinheit der Wahrheitsfähigkeit von Gedanken und damit des Wahrheitswertes als Bedeutung eines Ausdrucks der urteilsartige einzelne Aussagesatz ist. Ich folge hier aber generell Gabriel (1971: XVIII), der aus Freges Begriffsgebrauch grundsätzlich auf das Vorhandensein eines analogen Bedeutungsbegriffs für ganze Texte folgert: „Sobald in einem Gefüge von Sätzen ein einziger dieser Sätze weder wahr noch falsch ist [...], läßt sich auch vom Gesamtgefüge sagen, daß es weder wahr noch falsch ist“. Nur mittels eines solchen Begriffs der Frege'schen Gesamtbedeutung eines Textes läßt sich (s. u.) ein entsprechender epistemologischer Fiktionalitätsbegriff gewinnen, der eine kategorische Definition von Dichtung ermöglicht. Allerdings setzt dieser dann mglw. Modifikationen am Behauptungs- bzw. Wahrheitsbegriff voraus (Was heißt es, dass ein kohärenter Zusammenhang aus Sätzen etwas behauptet? Was heißt es, dass ein kohärenter Zusammenhang aus Sätzen wahr oder falsch ist?), die hier nicht erörtert werden können.

beide Aspekte der Bedingung von Bedeutung auch im jeweils anderen Feld der Dichtungsbestimmung notwendig wieder auftauchen – eben weil sie derart eng miteinander verknüpft sind, dass sie jeweils zum Voraussetzungs- und argumentativen Explikationsbestand des jeweils Anderen gehören. Trotzdem ist darauf zu bestehen, dass Freges Versuch einer kategorischen Definition der Dichtung beide Aspekte in gewisser Weise auseinanderhält bzw. dazu anhält, sie analytisch auseinanderzuhalten.

Der Bestimmungsweg 1 (V) wird in *SuB* anhand des Problems sogenannter „leerer Namen“ wie „Odysseus“ eröffnet (14f. [32f.]):<sup>77</sup> „Der Satz ‚Odysseus wurde tief schlafend in Ithaka ans Land gesetzt‘ hat offenbar einen Sinn. Da es aber zweifelhaft ist, ob der darin vorkommende Name ‚Odysseus‘ eine Bedeutung habe, so ist es damit auch zweifelhaft, ob der ganze Satz eine habe.“ (15 [32]) Gemäß des strengen Kompositionalitätsprinzips der Bedeutung sind damit Sätze der Dichtung, die mittels ihrer singulären Termini auf fiktive Gegenstände („Odysseus“) oder mittels ihrer allgemeinen Termini auf sehr unscharf begrenzte Begriffe Bezug nehmen,<sup>78</sup> weder wahr noch falsch; und gemäß der von Frege nahegelegten maximalen Projektion ist damit ein Text, der mindestens einen solchen Satz enthält, als Ganzer bedeutungslos und damit potentiell der Dichtung zurechenbar.<sup>79</sup> Allerdings muss hier sogleich ein solcher Fall der *fiktivitätslogischen* Bedeutungslosigkeit von ganzen Texten in zweifacher Hinsicht von ähnlichen Fällen unterschieden werden, um eine trennscharfe Bedingung für Dichtung formulieren zu können. Erstens ist von diesem fiktivitätslogischen Fall der Fall solcher Texte zu unterscheiden (Va), die zwar ebenfalls mindestens einen Satz enthalten, der bedeutungslos ist, aber die deshalb *nicht* als Ganze bedeutungslos sind: Und zwar weil hier die Sätze nur deshalb weder wahr noch falsch sind, weil sie bspw. nicht mit behauptender Kraft geäußert werden, obgleich sie sonst bezüglich ihrer satzinternen Bedeutung<sub>1</sub> dem Kompositionalitätsprinzip gehorchen.<sup>80</sup> Das gilt bspw. für alle gebrauchssprachlichen und wissenschaftlichen Texte, die nicht durchgängig aus Aussagen bestehen, sondern Imperative, Fragen oder Wünsche in Satzform enthalten. Diese Abgrenzung zwischen (V) und (Va) verläuft also entlang des Merkmals „mindestens ein leerer bezugnehmender Ausdruck“ (V) – „erfüllte und eindeutige Bezugnahme aller bezugnehmenden Ausdrücke“ (Va). Zweitens wäre vom fiktivitätslogischen Fall

<sup>77</sup> Zu dieser langen Diskussion bezüglich der Bezugnahme leerer Namen sowie der Ontologie fiktiver Gestalten vgl. bspw. Reicher (2019); Kripke (2014).

<sup>78</sup> Vgl. Freges Beispiel aus dem Homer:  $\mu\tilde{\omega}\lambda\upsilon$  = „Zauberpflanze mit weißer Blüte und schwarzer Wurzel, die Odysseus von Hermes erhält, um sich vor Circe schützen zu können“. Frege (1971a: 32) und die Erläuterung dazu ebd., 177.

<sup>79</sup> Gabriel (1971: XVIII).

<sup>80</sup> Ebd., XXII.

der Fall solcher Texte zu unterscheiden (Vb), die ebenfalls leere bezugnehmende Ausdrücke enthalten, die aber zugleich *wie* wissenschaftliche bzw. gebrauchssprachliche Texte *gemeint* sind und deshalb nicht sinnvollerweise unter die Gattung „Dichtung“ subsumiert werden können – selbst wenn sie in strenger Weise auch als ‚im Ganzen bedeutungslos‘ qualifiziert werden würden.<sup>81</sup> Gemäß der Kriterien Freges und seiner Nachfolger, v. a. im ‚Logischen Positivismus‘ der Wiener Schule, wären hier Texte der alten ‚Metaphysik‘ einzuordnen, die Ausdrücke wie „das Sein“<sup>82</sup> enthalten. Es wird also sichtbar, dass die vollständige Explikation von (V) insofern implizit auf den Bestimmungsweg (VI) und seinen semantischen Ansatz Bezug nehmen muss, als zur vollständigen trennscharfen Definition von Dichtung mittels dieses Merkmalskomplexes (V) gegenüber dem ähnlich gelagerten Fall (Vb) auch auf den besonderen *Sprechakt* der Sätze des Textes Bezug genommen werden muss, um erst mittels dieser Eigenschaft Dichtung von Metaphysik unterscheiden zu können. Der Bestimmungsweg I (V) ist also nicht in ausreichendem Maße deutlich und distinkt, um argumentlogisch selbstsuffizient eine kategorische Definition von Dichtung zu ermöglichen.

Das ist auch deshalb ausgeschlossen, weil (V) im Kontext der Überlegungen Freges höchstens ein hinreichender, aber kein notwendiger Merkmalsstrang für Dichtung sein kann, und so die strengen Anforderungen an eine kategorische Definition nicht erfüllt. Fasst man  $V(x)$  als Prädikatform von (V) auf, so gilt für alle Texte  $t$  folglich:<sup>83</sup>

$$[V(t) \rightarrow D(t)] \wedge \neg (D(t) \rightarrow V(t))$$

Denn Texte der Dichtung können auch gänzlich aus Sätzen bestehen, denen die satzinterne Bedeutung<sub>1</sub> vollständig *nicht* fehlt: Diese durch das „gleichgiltig“ in *SuB* (16 [33]) auch theoretisch erlaubte Möglichkeit<sup>84</sup> leuchtet zugleich exemplarisch ein, denn natürlich ist ein Werk der Dichtung vorstellbar, das keinerlei fiktive bzw. grob mehrdeutigen Namen oder Prädikate enthält. Des Weiteren ist bezüglich (Va) auch die Möglichkeit gegeben, dass ein Text zur Dichtung gehört, der bedeutungslose Sätze enthält, deren bezugnehmende Bestandteile dem strengen Kompositionalitätsprinzip entsprechen und damit genau eine Bedeutung

<sup>81</sup> Vgl. Carnaps Beschreibung von „Metaphysik“: „Der Metaphysiker glaubt sich in dem Gebiet zu bewegen, in dem es um wahr und falsch geht. In Wirklichkeit hat er jedoch nichts ausgesagt, sondern nur etwas zum Ausdruck gebracht, wie ein Künstler“ Carnap (2004b: 106).

<sup>82</sup> Ebd. Vgl. Urbich (2020).

<sup>83</sup> Mit dem weiteren Prädikator  $D(x) =$  „ $x$  ist Exemplar der Gattung ‚Dichtung‘“.

<sup>84</sup> Gabriel (1971: XVIII).

haben<sup>85</sup>: in dem also neben, bezüglich der satzinternen Bedeutung<sub>1</sub> bedeutungshaften Sätzen auch Imperative, Fragen, Wünsche etc. auftreten, die aber abseits der fehlenden behauptenden Kraft ohne fiktive bzw. grob mehrdeutige Namen oder Prädikate auskommen. Man könnte deshalb diesen ganzen Bestimmungsweg etwas ungenau so zusammenfassen: Das minimalesemantische Merkmal der Bezugnahme auf fiktive Gegenstände mittels leerer Namen, wodurch Texte der Dichtung Sätze enthalten können, die weder wahr noch falsch sind,<sup>86</sup> und im Ganzen weder wahr noch falsch sind, ist für eine kategorische Definition von Dichtung nicht ausreichend. Das mag vielleicht auf den ersten Blick wenig überraschend und fast etwas banal klingen: Es sei aber noch einmal daran erinnert, dass das Ziel dieses Aufsatzes darin besteht zu prüfen, inwiefern Freges Bemerkungen zur Dichtung die Möglichkeit einer strengen minimalesemantischen kategorischen Definition der Textgattung „Dichtung“ erlauben; und auch eine solche gelingende minimalesemantische kategorische Definition würde gewissermaßen dahingehend ‚banal‘ sein, insofern sie idealerweise zugleich minimalinformativ, wahr, einfach und abstrakt sein muss. Nicht die Beschreibung der Fülle dessen, was Dichtung ist, sondern die reduzierteste Beschreibung, mittels welchen möglichst einfachen Merkmals bzw. Merkmalskomplexes sich Dichtung von anderen Arten der Rede semantisch unterscheidet, ist folglich das Ziel eines solchen Unternehmens.

Der Bestimmungsweg 2 (VI) knüpft an Freges Rede von der ‚Gleichgültigkeit‘ der Bedeutung in dichterischen Texten an und findet sich im Nachlasstext „Logik“ in folgenden Thesen verdichtet:

Die Dichtkunst hat es, wie z. B. auch die Malerei, auf den Schein abgesehen. Die Behauptungen sind in der Dichtung nicht ernst zu nehmen: es sind nur Scheinbehauptungen. Auch die Gedanken sind nicht ernst zu nehmen wie in der Wissenschaft: es sind nur Scheingedanken.<sup>87</sup>

<sup>85</sup> Ebd., XXII.

<sup>86</sup> Einen naheliegenden Einwand gegen die generelle These, dass Sätze der Dichtung überhaupt bedeutungslos im Fregeschen Sinne sind, entkräftet Gabriel mittels Freges Konzept der „ungerade[n] Bedeutung“ (9 [28]): Wie können Sätze der Dichtung weder wahr noch falsch sein, wenn man doch falsche Behauptungen über sie aufstellen kann wie bspw. „und dann fraß Rotkäppchen den Wolf“ (Gabriel [1971: XX])? Gabriel zeigt hier völlig richtig, dass die logische Struktur solcher Aussagen jedoch deren Bedeutung zu einer „ungerade[n]“ macht, die nach Frege eben in ihrem Sinn besteht (9 [28]; Gabriel [1971: XXI]), wodurch der Bedeutungslosigkeit der Sätze in Dichtung nicht widersprochen ist.

<sup>87</sup> Frege (1971a: 4f.).

Dass Frege hier den altehrwürdigen metaphysischen bzw. ästhetischen Begriff des „Scheins“ reaktiviert, mag die große Wirkkraft bestimmter Vokabeln illustrieren; das Argument ist jedoch besser jenseits des weiteren Konnotationsraumes, der sich so eröffnet, zu rekonstruieren. Dichterische Texte sind „Scheinbehauptungen“: Sie enthalten Sätze, die keine assertorischen Sprechakte im strengen Sinn der ernsthaften Behauptung von etwas über Gegenstände oder Sachverhalte der empirischen Wirklichkeit darstellen, obwohl sie solche Sprechakte simulieren bzw. in der Form nachbilden (Als-Ob-Sätze),<sup>88</sup> sodass sich ihnen gegenüber aufgrund der damit nicht vertretenen epistemischen Geltungsansprüche auch nicht die Rechte und Pflichten der epistemischen Anerkennung bzw. Zustimmung oder Ablehnung ergeben. Steht der Bestimmungsweg (V) unter dem Aspekt der *Fiktivität* und ihrer semantischen Folgen für das dichterische Satzsystem in einem Text, so steht der Bestimmungsweg (VI) unter dem Aspekt der *Fiktionalität*. „Fiktivität“ als Seinsweise von Gegenständen betrifft semantisch den Umstand, dass bezugnehmende Ausdrücke leer bzw. nicht scharf begrenzt sind. „Fiktionalität“ expliziert als Aussageweise von Sätzen bzw. Texten, in deren Aufmerksamkeitszentrum der Sinn der Ausdrücke und nicht ihre Bedeutung stehen soll, die Art und Weise, *wie* der Sinn der Ausdrücke zu rekonstruieren ist und wie dieser Sinn andersartig auf Wirklichkeit Bezug nimmt. (Diesen Aspekt gilt es später noch begrifflich weiter zu schärfen.) Das Bedingungsverhältnis von Einzelsatz und Text bezüglich dieser Eigenschaft der „Scheinbehauptung“ ist hier – anders als gemäß des Kompositionalitätsprinzips in (V) – nicht sinnvollerweise als maximale Projektion aufzufassen: Die Als-Ob-Behauptungsform geht instantan zugleich vom Satz auf den Text und vom Text auf den Satz über und stellt demzufolge eine *holistische* Eigenschaft dichterischer Ausdrucksgebilde dar, die nicht als Extrapolation vom Einzelsatz her zu verstehen ist.<sup>89</sup> Die konjunktive Form der Definition von (VI) soll dies ausdrücken und in ihrem ersten Teil („mindestens einen Satz  $p_i$ “) zugleich die Möglichkeit nicht kategorisch ausschließen, dass wiederum einzelne Sätze in einem Text der Dichtung vorkommen könnten, für die das nicht gilt. Die Beschränkung auf die Forderung nach mindestens einem Satz  $p_i$ , für den (VI) gilt, und damit die Aufgabe

<sup>88</sup> Zur Als-Ob-Form von fiktionalen Sätzen vgl. wirkmächtig Kripke (2014), der sie in seiner eigenen Fiktivitätstheorie jedoch überwindet bzw. als von einer zu beschränkten Ontologie fiktiver Gegenstände ausgehend erweist.

<sup>89</sup> Die Annahme einer solchen Extrapolation würde außerdem eine falsche Klassifikation erzeugen: Jeder Text bspw. der Gebrauchssprache oder der Wissenschaft, der dann mindestens einen in diesem Sinne nicht-behauptenden Satz enthielte, wäre auch als ganzer nicht-behauptend, was eindeutig falsch ist (vgl. auch Gabriel [1971]: XXII) und in diesem Fall den Unterschied der Sprachhandlung zwischen der „Gebrauchssprache“ (Frege) bzw. der „Wissenschaft“ und der Dichtung auslöschen würde.

des holistischen Charakters der Fiktionalität wäre in jedem Fall nicht ausreichend: Denn damit ist nur eine notwendige, aber nicht hinreichende Bedingung für das Vorliegen von Dichtung benannt, da auch Texte bzw. Äußerungen, die nicht-dichterisch sind, nicht-behauptende Sätze (Fragen, Wünsche, Imperative) oder „Scheinbehauptungen“ (rhetorisch oder ironisch gemeinte Behauptungen) enthalten können. Zudem wird nun nochmal deutlicher, warum diese Dimension der Satzbedeutung in unserem Zusammenhang etwas unscharf als „satzexterne Bedeutung<sub>2</sub>“ benannt worden ist. Denn dieser Aspekt, eine Als-ob-Behauptung zu sein, wohnt dem Sprachmaterial nicht in gleicher Weise als Eigenschaft inne wie bspw. die Eigenschaft, ein singulärer Term zu sein oder über onomatopoeische Merkmale zu verfügen. So kann prinzipiell „jeder Text [...] behauptend oder nicht-behauptend *aufgefaßt* werden“<sup>90</sup>, ohne dass dadurch irgendwelche mehr ‚internen‘ Eigenschaften des Sprachmaterials seiner Sätze verändert werden müssen. Zugleich jedoch darf dies nicht zu der Fehlannahme führen, dass die Zuschreibung von Sprachhandlungen wie „Scheinbehauptung“ bzw. „Als-ob-Behauptung“ sinnvollerweise als willkürlich bzw. beliebig zu verstehen sei.

Bevor dieser Aspekt weitere Erläuterung findet, lässt sich folgendes Resümee ziehen: Der aus Freges Überlegungen extrapolierte Bestimmungsweg 2 (VI), auf den außerdem der Bestimmungsweg 1 (V) als dessen notwendige Ergänzung bereits verweist, darf als ernstzunehmender Vorschlag für eine minimalesemantische kategorische Definition von Dichtung gelten. Schließt man mögliche exotische Sonder- und Einzelfälle aus – auch solche, die sich bisher nur prinzipiell denken lassen – und reflektiert man einzig auf das ‚Normalspektrum‘ der großen Textgattungen, wie sie bei Frege auftauchen (Wissenschaft – Gebrauchs- oder Alltagssprache mit den zugehörigen Textgattungen – Dichtung), so garantiert der in (VI) niedergelegte Algorithmus anscheinend die korrekte Zuordnung *aller* und *nur* der gewöhnlich zur Dichtung gehörigen Texte zur dergestalt bestimmten Gattung „Dichtung“. Alle Texte der Diskursart „Dichtung“ sind fiktional bezüglich eines – wenn auch bisher nur unscharf – derart gefassten Begriffs der Fiktionalität wie in (VI); und Texte der genannten anderen Diskursarten sind sämtlich nicht-fiktional in diesem Sinne. Freges Überlegungen zur Dichtung sind deshalb für die Theoriebildung weiterhin interessant, weil es ihnen gelingt, ausgehend von einer Neubestimmung der *einfachsten* semantischen Kategorien für die Dichtung ein ebenso einfaches, grundsätzlich trennscharfes semantisches Kriterium der Definition zu finden, welches die Außengrenze zwischen Dichtung und Nicht-Dichtung vollständig zu etablieren weiß, aber aufgrund seiner minimalesemantischen Form die Innenseite in ihrem Reichtum an Möglichkeiten unbestimmt lässt.

<sup>90</sup> Gabriel (1971: XIX).

### Schluss

Damit diese kategorische Definition dies aber auch wirklich zu leisten vermag, wären allerdings weitere Modifikationen und Ergänzungen notwendig, die (1) den bei Frege noch zu unscharfen Begriff einer solchen Fiktionalität als notwendiges wie hinreichendes Merkmal der Textgattung „Dichtung bzw. schöne Literatur im engeren Sinn“ weiter konturieren und (2) damit die Möglichkeit eröffnen, diesen Begriff der ‚dichtungskonstitutiven semantischen Fiktionalität‘<sup>91</sup> zu einer echten Theorie der ‚poetischen Bedeutung‘ in Beziehung zu setzen. Dies soll zum Schluss hier zumindest kurz angedeutet werden. Zu beachten ist dabei allerdings, dass die Frege’sche kategorische Definition von Dichtung nur für *schöne Literatur im engeren Sinn* (Epik, Lyrik, Dramatik) Geltung beanspruchen darf: Damit aber ruht sie selbst wiederum auf der im Einzelfall nicht trennscharfen Unterscheidung von schöner (fiktionaler) Literatur und Literatur im weiteren Sinne (bspw. in Form solcher Gattungen wie Essay, Tagebuch, Autobiographie etc.) auf und kann nur unter der Bedingung gelten, dass diese vorausgesetzte Unterscheidung wiederum in irgendeiner Hinsicht definiert oder wenigstens praktisch durchgeführt werden kann.

Am dringlichsten muss der von Frege in (VI) nur in äußerster Reduktion gegebene Begriff einer ‚dichtungskonstitutiven Fiktionalität‘ weiter expliziert werden, um sichere Geltung beanspruchen zu können: d. h. einerseits so weiter ausgestaltet, dass *alle* Gattungen der schönen Literatur (v. a. auch die Lyrik als Gattung, die seit dem 18. Jh. oftmals gerade als nicht-fiktional verstanden worden ist<sup>92</sup>) und nur diese (d. h. nicht andere Arten uneigentlicher Rede) gleichermaßen unter ihn fallen, und andererseits so allgemein gehalten, dass er weiterhin als konstitutiver Begriff nur den Rahmen der ontologischen Verpflichtung auf die Gattung „dichterische Texte“ überhaupt expliziert. Meine bisherigen Vorschläge in diese Richtung kann ich hier nur summarisch vergegenwärtigen.

Zuerst muss durch einen solchen Begriff einer dichtungskonstitutiven Fiktionalität sichergestellt werden, dass durch ihn keine andersartigen Gebilde von

<sup>91</sup> Ich übergehe hier aus Platzgründen den Versuch, diesen Fiktionalitätsbegriff in das Konzert bestehender Vorstellungen von Fiktionalität einzuordnen. Vgl. dazu Klauk/Köppe (2014).

<sup>92</sup> Vgl. konzis zur Subjektivitätstheorie der Lyrik seit dem 18. Jh. als Konzept des nicht-fiktionalen lyrischen Ausdruck authentischer Gefühle (angeregt v. a. durch J. A. Schlegels kritische Anmerkungen zu Batteuxs „Einschränkung der schönen Künste auf einen Grundsatz“) Zymner (2011: 24).

Scheinbehauptungen als Dichtung qualifiziert werden. Dies ist aber nur möglich, indem das begriffliche Element einer ‚hypothetischen kategorialen Intention‘<sup>93</sup> eingeführt wird, nach dem die generelle literarisch-poetische Kommunikationsabsicht, nämlich im Rahmen der diskursiven Regeln formensprachlicher ästhetischer Kommunikation (v. a. der etablierten „Gattungen“) und im intertextuellen Bezug auf die Geschichte dieses Sprachhandelns *systemisch-indirekt* etwas Allgemeineres bzw. Globaleres implizit ausdrücken zu wollen, der Verfertigung des Textes als Absicht unterstellt werden darf – bspw. indem dies durch paratextuelle Hinweise (Gattungsbezeichnungen) oder intratextuelle Marker (Sprachverwendung, Motiv- und Stoffwahl, Redeweise, Intertextualität etc.) berechtigt annehmbar ist. Gerade auch bezüglich der Dimension der ‚satzinternen Bedeutung<sub>1</sub>‘, in deren Diskussion sich Fiktivität im Sinne bedeutungsloser Sätze als nicht notwendiges Merkmal von Dichtung erwiesen hat, ist eine solche genauere Qualifizierung und Eingrenzung von Fiktionalität wesentlich. Diese weitergehende Qualifizierung geht mithin, so mein Vorschlag, eben in Richtung einer semantischen Definition von ästhetisch-poetischer Fiktionalität, die Frege mit dem Bestimmungsweg 2 (VI) eingeschlagen und die letztlich mit dem Begriff einer dezidiert eigensinnigen ‚poetischen Bedeutung‘ zusammenfällt.

Hierbei gilt es nun wiederum, im Anschluss an Freges Grundunterscheidung in *SuB*, zwei eng zusammenhängende Aspekte einer solchen dichtungskonstitutiven semantischen Fiktionalität zu unterscheiden. Erstens wird bezüglich des Frege’schen „Sinns“ Fiktionalität als Aussagemodus von solchen Texten verstanden, die ihre unterstellte Kommunikationsabsicht auf *systematisch-indirekte Weise* im produktiven Rahmen von Gattungsregeln mittels formensprachlicher, wahrnehmbarer Gestaltungszusammenhänge realisieren.<sup>94</sup> Dichtungskonstitutive Fiktionalität beschreibt also eine poetisch eigensinnige Art der intendierten Sinnorganisation bzw. Sinnproduktion von textuellen Gebilden mittels der im Gattungswissen und werkexemplarischen Wissen niedergelegten, dynamisch-offenen Regelsysteme. Die primäre Konzentration dieser Sinnorganisation auf

<sup>93</sup> Zum ähnlich gelagerten „hypothetischen Intentionalismus“ vgl. Köppe/Winko (2008: 138); Urbich (2011: 142f.).

<sup>94</sup> Im Anschluss an Luhmanns systemtheoretische Fassung des Gedankens formensprachlich realisierter Gehalte (1997: 39-48) vgl. dazu Urbich (2011: 157-159), und theoretisch ausführlicher Urbich (2021).

die mehrstufige, innere, formensprachliche Durchbildung der komplexen Gesamtaussage des Werkes<sup>95</sup> wird durch den von Frege so genannten „Scheinbehauptungscharakter“ der Sätze, d. h. die Suspendierung der unmittelbaren Referenz- und Wahrheitspflicht bezüglich der empirischen Wirklichkeit, ermöglicht.<sup>96</sup> Zweitens wird bezüglich der Frege’schen „Bedeutung“ Fiktionalität als Aussagemodus von solchen Texten verstanden, die in einer „Richtungsänderung des Bedeutens“<sup>97</sup> erst auf *sekundäre* Weise und nur bezüglich *allgemeinerer Gegenstände indirekt* auf die empirische Wirklichkeit Bezug nehmen. Hier ist am dringlichsten Frege partiell zu revidieren – wobei weniger Frege als vielmehr einige seiner Nachfolger zur Diskussion stehen. Richtig bleibt die Feststellung, dass dichterische Texte weder qua Einzelsatz noch qua Zusammenhang aller Sätze derart direkt auf ‚Gegenstände im weiteren Sinn‘ (d. h. konkrete wie abstrakte) der empirisch-raumzeitlichen Wirklichkeit Bezug nehmen, wie es Texte der Gebrauchssprache oder der Wissenschaft tun, und deshalb auf ähnlich direkte Art und Weise wie diese Textgattungen nichts über diese Wirklichkeit behaupten – bzw. ihre Behauptungen *uneigentlich* sind. An deren Stelle tritt die primäre Konzentration der Textorganisation auf die interne Explikation des Sinns mittels mehrdimensionaler formensprachlicher Gestaltungsoperationen. Allerdings ist es nicht zutreffend, dass dichterische Texte gar nichts behaupten würden („Nichtpropositionalität“<sup>98</sup> als globales Merkmal dichterischer Rede): Sie tun dies sogar in doppelter Weise. Einmal besteht jeder dichterische Text aus Behauptungen über Vorgänge, Ereignisse, Personen und Sachverhalte der „fiktionalen Welt“ als von der empirisch-raumzeitlichen Wirklichkeit autonom und zugleich mit ihr vielfach verflochtener Seinsbereich, auf den sich die fiktionale Rede bezieht, ohne sich *einzig* auf diesen zu beziehen.<sup>99</sup> Und zweitens vollzieht der dichterische

---

<sup>95</sup> Vgl. Lotmans Begriff des „sekundären modellbildenden Systems“ der literarischen Bedeutungserzeugung. Lotman (1972: 60ff.).

<sup>96</sup> Vgl. Ricœur (2005: 90ff.).

<sup>97</sup> Gabriel (1983: 14).

<sup>98</sup> Zum Begriff der „Nichtpropositionalität“ v. a. Gabriel (2015); Schildknecht (2007); Gabriel (1997); und als kleiner Überblick Urbich (2010).

<sup>99</sup> Vgl. Kripke (2014: 89 et passim), der aufzeigt, wie *unter der Bedingung einer möglichst restriktiven naturalistischen Ontologie* alle Sätze in fiktionalen Werken (und auch Sätze *über* diese) als Als-ob-Propositionen verstanden werden müssen. Erst durch die Erweiterung einer solchen Ontologie um ein Reich der fiktiven Gegenstände, auf die als „reale fiktive“ (ebd., 115) *wirklich* Bezug genommen werden kann, wird es möglich, den Behauptungscharakter literarischer Sätze mit der möglichen Fiktivität mancher und der Fiktionalität aller Gegenstände in ihnen widerspruchsfrei in Beziehung zu setzen. Frege selbst, wie bereits gezeigt, vertritt zumindest in *SuB* anscheinend keine strenge These des behauptungslosen und in dieser Hinsicht ‚nichtpropositionalen‘ Charakters von Sätzen in fiktionalen Werken. Er meint dort nur, dass die Behauptungsform solcher Sätze letztlich gleichgültig ist, weil ihre beziehenden Ausdrücke in mehrfachem Sinne – im

Text mittels des mehrdimensional komponierten Zusammenhangs seiner Aussagen über die fiktionale Welt als Ganzes eine komplexe Aussage über allgemeinere Gegenstände<sup>100</sup> bzw. holistischere Bedingungsräume unserer empirisch-raumzeitlichen Wirklichkeit in geschichtlicher Gestalt, die eben Gegenstand der Verstehens- bzw. Interpretationsbemühungen des Rezipienten ist. Wenn also bspw. auch die einzelnen Sätze von Goethes „Wahlverwandtschaften“ sich direkt auf nichts mit behauptender Kraft in der empirischen Realität beziehen, wie es ein Zeitungsartikel tut, so behauptet doch der Roman „Die Wahlverwandtschaften“ sehr wohl ganz verschiedene semantische Gehalte über jene: über die geschichtliche Wirklichkeit zu Zeiten Goethes, über das Geschlechterverhältnis, über die Relation von Natur und Freiheit, über das goethezeitliche Verhältnis von Kunst und Leben, über die ethischen und praktischen Dimensionen von Liebesbeziehungen, usw. Literarische Kunstwerke sind so im Falle ihres Gelingens bspw. (aber nicht ausschließlich) *holistische Aussagen zweiter Ordnung* darüber, mittels welcher Sprachspiele, Diskursregeln, semantischer Muster und rationaler materialer Schlussbeziehungen uns Wirklichkeit praktisch und theoretisch zugänglich, verstehbar, erkennbar und verhandelbar wird.<sup>101</sup> Der Frege'sche Nicht-Behauptungs- bzw. der Nicht-Bedeutungs-Charakter dichterischer Sätze und ihres Zusammenhangs muss also dahingehend korrigiert bzw. erweitert werden, dass das besondere *Zusammenspiel von Behauptungssuspendierung und Behauptungsetablierung, Bedeutungssuspendierung und Bedeutungsetablierung* als Kern dichtungskonstitutiver Fiktionalität hervortritt (und nicht, wie bei Frege, die poetische Bedeutung eher als Halbierung der gewöhnlichen

---

technischen Sinne Freges und in einem eher alltagssprachlichen Sinne von ‚Bedeutsamkeit‘ – bedeutungslos sind und es auf sie deshalb nicht „ankomme“ (16 [34]). Mit Thomasson (1999: 105f.) und Kripke (2014) müssen hier verschiedene Bezugnahmekontexte unterschieden werden: Im ‚realen Kontext‘, in welchem bspw. auf die reale-Welt-Eigenschaften von literarischen Werken und fiktiven Gegenständen Bezug genommen werden kann („Hamlet ist ein fiktiver Charakter“), realisieren die Sätze fiktionaler Werke direkt nur uneigentliche Behauptungen, die Behauptungen über eine mit dem Leser geteilte und gemeinsam bekannte raumzeitliche Wirklichkeit im Als-Ob fingieren. Im ‚fiktionalen Kontext‘ hingegen, in welchem bspw. auf die fiktionale-Welt-Eigenschaften von Charakteren mittels eines impliziten Story-Operators („gemäß der Geschichte“) wahrheitsgemäß Bezug genommen werden kann („Hamlet ist ein Prinz“), realisieren die Sätze fiktionaler Werke direkt eigentliche Behauptungen über das fiktionale Weltmodell. Und zuletzt instantiiieren beide Behauptungsformen im Zusammenspiel auf indirekte, sekundäre Weise im realen Kontext allgemeinere Behauptungen zweiter Ordnung über die von Leser und Autor geteilte raumzeitliche Wirklichkeit.

<sup>100</sup> „Deshalb ist die Dichtung auch philosophischer und bedeutender als die Geschichtsschreibung. Die Dichtung nämlich stellt eher etwas Allgemeines, die Geschichtsschreibung Einzelnes dar.“ Aristoteles (2008: 14, Kap. 9, 1451b6-b8).

<sup>101</sup> Hier folge ich meinem Text Urbich (2021). Zur genaueren Entfaltung dieser Idee poetischer Behauptung und zum Fiktionalitätsbegriff vgl. ebd.

Satzbedeutung erscheint) – und damit als Kern eines trennscharfen Begriffs ‚poetischer Bedeutung‘ sichtbar wird.<sup>102</sup> Damit wird – wiederum, daran sei dringlich erinnert, begrenzt auf den Gegenstandsbereich schöner Literatur im Sinne der ästhetisch-poetisch anspruchsvollen Dichtung seit dem 18. Jh. mit ihrem relativen Autonomiegebot – das gesamte Spektrum der schönen Literatur unter Einschluss der Lyrik als konstitutiv fiktional gekennzeichnet, alle anderen Texte – vor allem solche nicht, die bloß mittels rhetorischer bzw. literarisierter Techniken eine poetisierte Oberfläche generieren – zugleich von diesem Bereich ausgegrenzt und prospektiv eine besondere Weise poetischen Bedeutens etabliert.

## Literatur

- Aristoteles (2008): *Poetik*. Hg. von Arbogast Schmitt. Berlin (= Werke in deutscher Übersetzung, Bd. 5).
- Barthes, Roland (2006): *Literatur oder Geschichte*. In: Ders.: *Am Nullpunkt der Literatur/Literatur oder Geschichte/Kritik und Wahrheit*. Frankfurt a. M. 73-175.
- Bertram, Georg (2002): *Hermeneutik und Dekonstruktion. Konturen einer Auseinandersetzung der Gegenwartsphilosophie*. München.
- Blumenberg, Hans (2001): *Die essentielle Vieldeutigkeit des ästhetischen Gegenstandes*. In: Ders.: *Ästhetische und metaphorologische Schriften*. Hg. von Anselm Haverkamp. Frankfurt a. M. 112-120.
- Blumenberg, Hans (2020): *Realität und Realismus*. Hg. von Nicola Zambon. Berlin.
- Böhl, Meinrad und Reinhard, Wolfgang und Walter, Peter (2013) (Hg.): *Hermeneutik. Die Geschichte der abendländischen Textauslegung von der Antike bis zur Gegenwart*. Wien, Köln, Weimar.
- Carnap, Rudolf (1974): *Der logische Aufbau der Welt*. Hamburg.
- Carnap, Rudolf (2004a): *Scheinprobleme in der Philosophie*. In: Ders.: *Scheinprobleme in der Philosophie und andere metaphysikkritische Schriften*. Hamburg. 3-48.
- Carnap, Rudolf (2004b): *Überwindung der Metaphysik durch logische Analyse der Sprache*. In: Ders.: *Scheinprobleme in der Philosophie und andere metaphysikkritische Schriften*. Hamburg. 81-110.
- Derrida, Jacques (2006): *Diese merkwürdige Institution namens Literatur*. In: Jörn Gottschalk und Tilmann Köppe (Hg.): *Was ist Literatur? Basistexte Literaturtheorie*. Paderborn. 91-108.
- Detel, Wolfgang (2014): *Kognition, Parsen und rationale Erklärung. Elemente einer allgemeinen Hermeneutik*. Frankfurt a. M.
- Dutt, Carsten (2015): *Wie zu interpretieren sei. Zur Grundlegung literarischer Hermeneutik*. Vortrag Leipzig 2015 (unpubl.).
- Eco, Umberto (2007): *Zeichen. Einführung in einen Begriff und seine Geschichte*. Frankfurt a. M.

---

<sup>102</sup> Damit wird der epistemologische Charakter von Dichtung (im umfassenden Sinne von Erkenntnis- und Wissensgenerierung) als wesentlicher Aspekt dieses Fiktionalitätsbegriffs ernstgenommen und bestätigt. Vgl. Urbich (2010).

- Frege, Gottlob (1971a): Ausführungen über Sinn und Bedeutung. In: Ders.: Schriften zur Logik und Sprachphilosophie. Aus dem Nachlaß. Hg. v. Gottfried Gabriel. Hamburg. 25-34.
- Frege, Gottlob (1971b): Logik. In: Ders.: Schriften zur Logik und Sprachphilosophie. Aus dem Nachlaß. Hg. v. Gottfried Gabriel. Hamburg. 35-73.
- Frege, Gottlob (1980): Über Begriff und Gegenstand. In: Ders.: Funktion, Begriff, Bedeutung. Fünf logische Studien. Hg. von Günter Patzig. 5. Aufl. Göttingen. 66-80.
- Frege, Gottlob (2010): Der Gedanke. Eine logische Untersuchung. In: Wolfgang Kühne: Die Philosophische Logik Gottlob Freges. Ein Kommentar mit Texten. Frankfurt a. M. 87-112.
- Frege, Gottlob (2019): Über Sinn und Bedeutung. Hg. von Uwe Voigt. Stuttgart.
- Gabriel, Gottfried (1970): G. Frege über semantische Eigenschaften der Dichtung. In: Linguistische Berichte. Band 8. 10-17.
- Gabriel, Gottfried (1971): Logik und Sprachphilosophie bei Frege – Zum Verhältnis von Gebrauchssprache, Dichtung und Wissenschaft. In: Gottlob Frege: Schriften zur Logik und Sprachphilosophie. Aus dem Nachlaß. Hg. von Gottfried Gabriel. Hamburg. XI-XXX.
- Gabriel, Gottfried (1975): Fiktion und Wahrheit: Eine semantische Theorie der Literatur. Stuttgart-Bad Cannstatt.
- Gabriel, Gottfried (1983): Über Bedeutung in der Literatur. Zur Möglichkeit literarischer Erkenntnis. In: Allgemeine Zeitschrift für Philosophie. Band 8. H. 2. 7-21.
- Gabriel, Gottfried (1997): Logik und Rhetorik der Erkenntnis. Zum Verhältnis von wissenschaftlicher und ästhetischer Weltauffassung. Paderborn.
- Gabriel, Gottfried (2010): Der Erkenntniswert der Literatur. In: Jan Urbich, Alexander Löck (Hg.): Der Begriff der Literatur. Transdisziplinäre Perspektiven. Berlin, Boston (= spectrum Literaturwissenschaft, Band 24). 247-262.
- Gabriel, Gottfried (2012): Geltung und Genese als Grundlagenproblem. In: Erwägen Wissen Ethik 23. H. 4. 475-486.
- Gabriel, Gottfried (2015): Erkenntnis. Berlin, Boston.
- Gabriel, Gottfried (2016): other minds. In: Jürgen Mittelstraß (Hg.): Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie. Band 6. 2. Aufl. Stuttgart. 69-71.
- Gabriel, Gottfried und Schlotter, Sven (2017): Frege und die kontinentalen Ursprünge der analytischen Philosophie. Paderborn.
- Gabriel, Gottfried (2018): Science and Fiction. A Fregean Approach. In: Gisela Bengtsson u. a. (Ed.): New Essays on Frege. Between Science and Literature. Dordrecht. 9-22.
- Gadamer, Hans-Georg (1999): Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik. 6. Aufl. Tübingen.
- Goodman, Nelson (1990): Weisen der Welterzeugung. Frankfurt a. M.
- Goodman, Nelson (1997): Sprachen der Kunst. Entwurf einer Symboltheorie. Frankfurt a. M.
- Gumbrecht, Hans Ulrich (2004): Diesseits der Hermeneutik. Die Produktion von Präsenz. Frankfurt a. M.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1986): Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften I [1830]. Frankfurt a. M. (= Werke, Band 8).
- Heidegger, Martin (2001): Sein und Zeit. 18. Aufl. Tübingen.
- Husserl, Edmund (2009): Philosophie als strenge Wissenschaft. Hg. von Eduard Marbach. Hamburg.
- Ingarden, Roman (1972): Das literarische Kunstwerk. 3. Aufl. Tübingen.
- Jahraus, Oliver (1999): Die Unhintergebarkeit der Interpretation. In: Oliver Jahraus und Bernd Scheffer (Hg.): Interpretation, Beobachtung, Kommunikation. Avancierte Literatur und

- Kunst im Rahmen von Konstruktivismus, Dekonstruktivismus und Systemtheorie. Tübingen 1999 (= IASL Sonderheft 9). 241.293.
- Jakobson, Roman (1993): Linguistik und Poetik. In: Ders.: Poetik. Ausgewählte Aufsätze 1921-1971. Hg. von Elmar Holenstein und Tarcisius Schelbert. Frankfurt a. M. 83-121.
- Kant, Immanuel (1998): Kritik der reinen Vernunft. Hg. v. Jens Timmermann. Hamburg.
- Keiling, Tobias und Mirkovic, Nikola (2020): Fundamentalontologie: Martin Heidegger und Hans-Georg Gadamer. In: Jan Urbich und Jörg Zimmer (Hg.): Handbuch Ontologie. Stuttgart. 187-196.
- Klauk, Tobias und Köppe, Tilmann (2014) (Hg.): Fiktionalität. Ein interdisziplinäres Handbuch. Berlin.
- Köppe, Tilmann und Winko, Simone (2008): Neuere Literaturtheorien. Eine Einführung. Stuttgart, Weimar.
- Kremer, Michael (2010): Sense and Reference: The Origins and Development of the Distinction. In: Michael Potter and Tom Ricketts (Ed.): The Cambridge Companion to Frege. Cambridge. 220-292.
- Kripke, Saul (2014): Referenz und Existenz. Stuttgart.
- Kroon, Fred und Voltolini, Alberto (2019): Fiction. In: Stanford Encyclopedia of Philosophy. <https://plato.stanford.edu/archives/win2019/entries/fiction/>.
- Künne, Wolfgang (2010): Die Philosophische Logik Gottlob Freges. Ein Kommentar. Frankfurt a. M.
- Lamarque, Peter (2003) (Ed.): Aesthetics and the Philosophy of Art: The Analytic Tradition. Blackwell.
- Lotman, Jurij M. (1972): Die Struktur literarischer Texte. München.
- Luhmann, Niklas (1997): Die Kunst der Gesellschaft. Frankfurt a. M.
- Mayer, Verena (1996): Gottlob Frege. München.
- Menke, Christoph (2008): Kraft. Ein Grundbegriff ästhetischer Anthropologie. Frankfurt a. M.
- Menke, Christoph (2013): Die Kraft der Kunst. Berlin.
- Menke, Christoph (1991): Die Souveränität der Kunst. Ästhetische Erfahrung nach Adorno und Derrida. Frankfurt a. M.
- Menninghaus, Winfried (1994): „Darstellung“. Friedrich Gottlieb Klopstocks Eröffnung eines neuen Paradigmas. In: Christiaan L. Hart Nibbrig (Hg.): Was heißt „Darstellen“? Frankfurt a. M. 205-226.
- Mersch, Dieter (2001): Was sich zeigt. Materialität, Präsenz, Ereignis. München.
- Perler, Dominik (2010): Der Ideenbegriff – ein klarer und einfacher Begriff? In: Dominik Perler und Johannes Haag (Hg.): Ideen. Repräsentationalismus in der frühen Neuzeit. Band 1: Texte. Berlin. 1-9.
- Putnam, Hilary (2004): Die Bedeutung von ‚Bedeutung‘. Hg. von Wolfgang Spohn. 3. Aufl. Frankfurt a. M.
- Reicher, Maria: Nonexistent Objects [2019]. In: Stanford Encyclopedia of Philosophy, <https://plato.stanford.edu/archives/spr2019/entries/nonexistent-objects/>.
- Ricœur, Paul (2005): Was ist ein Text? In: Ders.: Vom Text zur Person. Hermeneutische Aufsätze (1970-1999). Hg. von Peter Welsen. Hamburg. 79-108.
- Rosefeldt, Tobias (2009): Descartes’ ontologischer Gottesbeweis. In: Andreas Kemmerling (Hg.): Descartes, Meditationen über die Erste Philosophie. Berlin. 101-122.
- Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph (2000): System des transzendentalen Idealismus. Hg. von Horst D. Brandt und Peter Müller. 2. Aufl. Hamburg.

- Schildknecht, Christiane (2007): „Ein seltsam wunderbarer Anstrich?‘ Nichtpropositionale Erkenntnis und ihre Darstellungsformen“. In: Brady Bowman (Hg.): *Darstellung und Erkenntnis. Beiträge zur Rolle nichtpropositionaler Erkenntnisformen in der deutschen Philosophie und Literatur nach Kant*. Paderborn. 31-45.
- Searle, John (2004): *Geist, Sprache und Gesellschaft*. Frankfurt a. M.
- Seel, Martin (1997): *Die Kunst der Entzweiung. Zum Begriff der ästhetischen Rationalität*. Frankfurt a. M.
- Szondi, Peter (1975): *Einführung in die literarische Hermeneutik. Studienausgabe der Vorlesungen*. Band 5. Frankfurt a. M.
- Taschek, William (2010): *On Sense and Reference: A Critical Reception*. In: Michael Potter and Tom Ricketts (Ed.): *The Cambridge Companion to Frege*. Cambridge. 293-341.
- Tepe, Peter (2007): *Kognitive Hermeneutik*. Würzburg.
- Thomasson, Amie L. (1999): *Fiction and Metaphysics*. Cambridge.
- Tugendhat, Ernst und Wolf, Ursula (1989): *Logisch-semantische Propädeutik*. Stuttgart.
- Tugendhat, Ernst (1992): *Die Bedeutung des Ausdrucks ‚Bedeutung‘ bei Frege*. In: Ders.: *Philosophische Aufsätze*. Frankfurt a. M. 230-250.
- Urbich, Jan (2010): *Der Begriff der Literatur, das epistemische Feld des Literarischen und die Sprachlichkeit der Literatur. Einleitende historische Bemerkungen zu drei zentralen Problemfeldern der Literaturtheorie*. In: Alexander Löck und Jan Urbich (Hg.): *Der Begriff der Literatur. Transdisziplinäre Perspektiven*. Berlin. 9-63.
- Urbich, Jan (2011): *Literarische Ästhetik*. Köln, Weimar, Wien.
- Urbich, Jan (2012): *Darstellung bei Walter Benjamin. Die „Erkenntniskritische Vorrede“ im Kontext ästhetischer Darstellungstheorien der Moderne*. Berlin, Boston.
- Urbich, Jan (2014): *Sprachtheorie. Bilder als Metaphern*. In: Stephan Günzel und Dieter Mersch (Hg.): *Bild. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart, Weimar. 131-138.
- Urbich, Jan (2017): *Sein oder Sinn. Die Leerstelle des Menschen in Martin Heideggers „Der Ursprung des Kunstwerkes“*. In: Johannes Görbert und Philipp Kampa (Hg.): *Literatur im Zeichen der Moderne: Kräfte, Formen, Probleme. Festschrift für Gottfried Willems zum 70. Geburtstag*. Jena. 153-183.
- Urbich, Jan (2020): *Die Bedeutung von ‚sein‘. Philosophische Grundlagen der Semantik von ‚sein überhaupt‘*. In: Jan Urbich, Jörg Zimmer (Hg.): *Handbuch Ontologie*. Stuttgart. 317-344.
- Urbich, Jan (2021): *Warum braucht es eine Theorie poetischer Gründe? Prolegomena zu einer inferentialistischen Philosophie poetischer Rationalität*. In: *Rationalität der Literatur*. Hg. von Arbogast Schmitt. Heidelberg (im Erscheinen).
- Voigt, Uwe (2019): *Nachwort*. In: Gottlob Frege: *Über Sinn und Bedeutung*. Hg. von Uwe Voigt. Stuttgart. 54-104.
- Welsch, Wolfgang (2012): *Homo mundanus. Jenseits der anthropischen Denkform der Moderne*. Weilerswist.
- Wiesing, Lambert (2005): *Artifizielle Präsenz. Studien zur Philosophie des Bildes*. Frankfurt a. M.
- Willems, Gottfried (1989): *Anschaulichkeit. Zu Theorie und Geschichte der Wort-Bild-Beziehungen und des literarischen Darstellungsstils*. Tübingen.
- Wolf, Ursula (1993) (Hg.): *Eigennamen. Dokumentation einer Kontroverse*. Frankfurt a. M.
- Wolff, Michael (2014): *Hegels Dialektik – eine Methode? Zu Hegels Ansicht der Form einer philosophischen Wissenschaft*. In: Anton Friedrich Koch, Friedrike Schick, Klaus Vieweg,

Claudia Wirsing (Hg.): Hegel – 200 Jahre Wissenschaft der Logik. Hamburg (= Deutsches Jahrbuch Philosophie, Band 5). 71-86.

Zymner, Rüdiger (2011): Theorien der Lyrik seit dem 18. Jahrhundert. In: Dieter Lamping (Hg.): Handbuch Lyrik. Theorie, Analyse, Geschichte. Stuttgart, Weimar.